



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

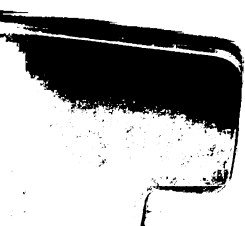
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*

Am. 17. 1668







H. A. 1668

23

unverl. Kuchelstau  
Quib.

Franz: Kuchelstau.

1781

12624

Misc. 259

Q

# Amerikanische Nachrichten

Jahr A. 1668

von

## Quitó

und den wilden Indianern  
in Maragnon.

verfaßt

von Francisco Melutsch,  
ehemaligen Missionario in der quitensischen Mission.



Gedruckt im Jahr 1781.

Wb/62/2025

Digitized by

Google  
C8B5.din





J. I.

## Von der Stadt, und Landschaft Quito.



Die ganze Provinz Quito liegt in dem heissesten Erdbezirk, oder wie die Lateiner sagen: in primo climate Zonæ torridæ, also zwar, daß ihre Hauptstadt, auch Quito genannt, kaum einem halben Grad von der Mittaglinie entfernt ist. Diese Stadt ist eine der schönsten und, größten des Spanischen Antheils von Süd-America, in welcher sich ein Spanische Audiencia, oder Landes-Regierung befindet, dessen Präsident den zweyen Peruanischen Unterkönigen von Lima, und Santa Fee unterworfen ist; seine jährliche Einkünfte belaufen sich auf zwanzig tausend spanische Thaler ohne die neben Sporteln zu rechnen, die, wie ich gehört, schier eben so viel eintragen. Er hat unter sich nebst andern Beamten zwölf Uydores, oder Rathsherren, deren jeglicher aus den Kachas reales, oder Königlichen Cassa 4000. Thaler Jahrsgehalt bekommt. Dergleichen

Weltliche Regierung.

chen obrigkeitliche Ehrenstellen für America sowohl geist- als weltliche werden alle vom Spanischen Hof zu Madrid verliehen, und zwar nicht auf lebenslang, sondern die meiste der weltlichen nur auf gewisse Jahrsfristen: Die Unterkönige und Präsidenten behalten ihre Würde 8. Jahre lang, und dieß unter Bedingung ihres Wohlverhaltens: Die Regidores, Corregidores, Alcaldes &c. oder wie man es in Deutschland nennet: Landrichter, Pflugs-Commissarien, Verwalter &c. In den kleinen Städten und Märkten verbleiben einige fünf, andere auch nur drey Jahre, nach welchen sie entweder in ihrer Verwaltung bestättiget, oder anderswo angestellet, oder gar nach Spanien zurück berufen werden.

Kirchen-  
Regiment.

Das geistliche Oberhaupt in Quito ist ein Bischof, dessen Diöces sehr weit, die Renten aber nur auf 30000. Thaler sich erstrecken. Das Domcapitel bestehet aus 12. Domherren, einem Stadtpfarrer, und übrigen Klerikern. Nebst der Hauptpfarr giebt es 8. kleinere in ihren Barrios, oder Districten eingetheilt. Was besonders die Spanische Geistlichkeit lob- und ehrwürdig macht, ist ihre anständige ungeschminkte Kleidertracht, welche lang, und nur von schwarzer Farb ist. Alle tragen die priesterliche Krone, und weder die Höhere, noch die Mindere lassen sich die Haare frisieren. Man kann ih-  
nen

Erbauliche  
Klei-  
dung der  
Geistlich-  
keit.

nen also den Vorwurf nicht machen, als wollten sie durch standswidrige Ueppigkeit mehr der Welt, als Gott gefallen.

Die Ordensgeistlichen haben in der Stadt Geistliche  
Ordens-  
stände be-  
derlen Ge-  
schlechts.  
Quito vier herrliche und zahlreiche Conventer, als: die R.R. P.P. Franciscaner, Dominicaner, Augustiner, und de la Merced, oder von der Erlösung der Gefangenen. Der Frauenkloster sind drey: von St. Clara, von Berg Carmelo, und von der unbefleckten Empfängniß Maria. Das schönste, und größte Convent besitzen die P.P. Conventualen St. Francis, welcher von den Europäischen nur in diesem sich unterscheiden, daß sie einen dunkelblauen Habit tragen. Ihre herrliche Kirche ist mit einem prächtigen Portal, und zweien Thürmen gezieret. Neben dem großen Convent haben sie auch ein Rectorat-Collegium für untere und obere Schulen. Außer der Stadt sind auch Recollecten vom heiligen Petro de Alcantara. In diesen drey Häusern befinden sich bis 300. Religiosen zwischen Priestern, Kleriken, Brüdern, und Choristen. Diese letztere sind noch Choristen  
der Welt-  
götzen.  
junge Leute von vierzehn, oder fünfzehn Jahren, und sind gleichsam ihre Seminaristen, tragen aber schon das Ordenskleid mit geschornen Kopf, und Haarkranz. Der heilige Franciscus von Assis ist der Hauptpatron der Stadt, und wird sein Festtag jährlich aufs herrlichste begangen; denn seine

geistliche Söhne sind die ersten gewesen, welche mit dem berühmten Spanischen Eroberer Pissaro dorthin gekommen, die damalige Heyden sammt ihrem König Inga zu bekehren.

Spanische  
Kirchen-  
Ceremo-  
nien.

Was uns Deutschen wundersam, und spanisch vorgekommen, war das außerordentliche Ceremoniel, welches bey dergleichen Festbegängnissen von den Religiosen beobachtet wird. Etwelche Tage zuvor gehen einige Priester des Ordens in die vornehme Häuser, wie auch Conventer anderer Religiosen zur Einladung: am Vorabend wird in aller Früh, alsbald der Tag anbricht, mit den *Repiques* der Anfang gemacht, das ist, es besteigen die Sacristan- und Ministranten den Glockenthurm, und machen mit Hämmera ein Viertelstund langes Glockenspiel, welches sie alle zwey Stunden des Tags hindurch wiederholen. Bey eingehender Nacht lassen sich unter Abseurung der Pöller, Trompeten, Pfeifen, und Trommeln hören, zugleich wird der Kirchenthurm von oben bis unten um und um beleuchtet. Früh morgens am Festtag begiebt sich der Obere des Convents sammt seinen unrergebenen Religiosen zum Kirchthor, und theilen sich innerhalb der Kirche in zwey Reihen ab: Aufser der Kirche gegenüber auf der Gasse stehen Indianische Musikanten mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen. Sobald nun ein  
vor-

Anstatt des  
Glocken-  
läuten  
macht man  
Repiques.

Empfang  
der Kir-  
chengäste.

vornehmer Gast in seinem kostbaren Gala-  
Kleid, daher kommt, wird ihm ein herrli-  
cher Tusch gemacht, und von dem Vorste-  
her mit silbernen Wadel das Weihwasser  
präsentirt: zweien andere Religiosen begleiten  
ihn alsdann in die Kirche hinein bis an seinen  
Ort. Die Religiosen von andern Orden  
erscheinen allezeit in Corpore Proceßionsweis,  
und werden von allen denen, die in der Kir-  
che stehen, zu beyden Seiten bis zum Hoch-  
altar begleitet, wo sie so lang knien bleiben,  
bis ihr Oberer mit Handklatschen das Zei-  
chen zum Aufstehen giebt, sie setzen sich hernach  
auf die ihnen schon vorhin bestimmte Bän-  
ke die Lobrede anzuhören, nach welcher sie  
sich wiederum nach Haus begeben. Mit Verhält-  
dem andern Geschlecht werden keine Cere- niß des  
monien gebraucht, dieses pflegt auch bey weiblichen  
solchen Feyerlichkeiten nicht in der Mitte der Geschlech-  
Kirche, sondern zu beyden Seiten, und zwar tes in den  
Kirchen.  
nur zu Boden seinen Platz zu nehmen, denn  
Bethstühle, als wie in Deutschland, sieht  
man weder in Spanischen, noch Wälschen,  
noch Französischen Kirchen. Den Frauen  
vom höhern Range wird von ihren Scla-  
vinnen am Orte, wo selbe verbleiben wollen,  
ein Teppich ausgebreitet, und ein Kissen  
gelegt, auf welchen die Sênora bald zu knien,  
bald mit kreuzweis geschlossenen Füßen zu  
sitzen pflegt.

Bei Aus-  
setzung des  
höchsten  
Guts wird  
kein Segen  
gegeben.

Spiegel-  
Zierde der  
Altäre.

Fährliche  
Andachts-  
übungen  
in unserer  
Kirche.

Währendem Hochamt tragen beständig  
zwo, oder drey auß schönste gepuzte Mägd-  
lein ein kostbares Rauchwerk in der Kirche  
herum, und weist man dort nichts von  
Sammlern, noch Hundspeitscherinnen: man  
läßt aber auch dort solche Thiere nicht in die  
Kirche, sondern nur auß Feld mit sich ge-  
hen. Das Höchste Gut wird vor dem  
Gottesdienst in einem erhöhten Tabernakel  
hinter einem goldreichen Vorhang aufge-  
stellt: anstatt des heiligen Segen wird der  
Vorhang unter Läutung vieler Glöcklein  
ganz langsam aufgezogen, unterdessen der  
Priester das hochheiligste Sacrament be-  
ständig anrauchet, das Volk aber mit tiefe-  
ster Reigung, und Herzklopfen selbes anbe-  
thet: nach geendigtem Gottesdienst läßt man  
das Velum mit den nämlichen Ceremonien  
wieder herunter. Der Hauptzierrath des  
Hochaltars bestehet in Spiegeln, und Men-  
ge der Wachslatern, mit welchen selber  
von oben bis unten beleuchtet wird. In den  
reichen Kirchen sind auch die Antipendia von  
puren Spiegel, denn solche alldort weit  
mehr geschäzet werden, als wenn sie von  
Silber wären.

Am Schatz und Zierde hatte unsere Kir-  
che der Gesellschaft Jesu zu Quito unstrei-  
tig den Vorzug. In dieser wurden das Jahr  
hindurch nebst den in Europa gewöhnlichen  
Andachtsübungen zur heiligen Fastenzeit  
auch

auch besondere vorgenommen. Unter andern wurde alle Freytag zur Abendszeit eine Bußpredigt gehalten, und zum Beschluß dem Volke der Contritions-Act, oder Reu und Allgemet-  
 Leid vorgesprochen, bey diesem nahm der Pres-  
 diger ein Crucifixbild in die Hand, und da-  
 er zu den Worten kam: Pesame Sêgnor!  
 Pesame de averte offendido! Es reuet  
 mich, o Herr! es reuet mich, daß ich dich  
 beleidiget u. gab er sich selbst ein paar klin-  
 gende Mauschällén. Als bald fieng das gan-  
 ze Volk zu seufzen, und zu schreyen an: Pe-  
 same Sênor &c. und schlagten sowohl Manns-  
 als Weibspersonen sich selbstén tapfer in das  
 Angesicht. In der heiligen Charwoche wur-  
 den auch die Kirchenceremonien überaus an-  
 dächtigt gehalten; das besondere war, daß  
 am Ende der Trauermette die ganze Kirche  
 stockfinster, und bey dem Absingen des Psalm  
 Miserere von Mannspersonen ein allgemeine  
 Disciplin gemacht wurde. Am Charfreytag  
 wurde in unserer Kirche nebst der Passions-  
 Predigt auch Nachmittag von 12. bis 3.  
 Uhr eine geistliche Recollection gehalten zu  
 Ehren der 3. Stunden, die der sterbende Er-  
 löser am Kreuz zugebracht. Die Proceßion  
 wird erst zur Nachtzeit angestellet, welche so-  
 wohl Manns- als Weibspersonen mit Lich-  
 tern, und andächtigem Gebeth begleiten.  
 Am Charstamstag wird schon in der Fröh  
 um 10. Uhr die Auferstehung, und ein herr-  
 liches Hochamt gehalten, da der Priester

Das Gloria in Excelsis anstimmt, werden von der Pfortkirche Tauben, und allerley Raubvögel losgelassen, um dadurch die Erlösung der Altväter von der Borhölle anzudeuten, zugleich wird eine Menge papierner Bilder von der Auferstehung heruntergeworfen, welche das Indianische Volk in großen Ehren hält.

Leichenbegängniß  
der Ordensgeistlichen.

Was mir von Spanischen Kirchen-Gebräuchen zum besten gefallen, waren ihre Leichenbegängnissen sonders der Ordensgeistlichen. Wenn in einem Convent ein Religios verstorben, werden alle andere Klöster zur Begräbniß eingeladen, aus welchen mit Unterschied mehr, oder weniger darzu erscheinen. Ist der Verstorbene ein Oberer gewesen, müssen sich von jedem Convent wenigstens 24. einfinden, bey andern aber kömmt nur der halbe Theil: diese tragen alsdann wechselweis den todten Körper erstlich durch den Kreuzgang des Klosters. Bey jedem Eck wird die Todtenbahr niedergesetzt, angerauchet, und nach gesungenen Responsorio von 6. Religiosen eines andern Ordens fortgetragen. Diese Abwechslung geschieht bis man zur Kirchthüre kommt, bey welcher der Todte von den Seinigen übernommen, und auf ein mit vielen Lichtern belegtes Todtengerüst gesetzt wird. Der Officiator sammt seinen Assistenten bleibt zu hinterst der Kirche, die übrige Religiosen setzen

hen sich zu beyden Seiten gegen einander, und singen das Officium Defunctorum, bey dem die Vorsteher der Orden die Antiphonen anstimmen. Nach geendigtem Officio wird der Verstorbene nur von den Seisnigen zur Gruft begleitet. Des andern Tags kommen von jedem Convent drey Religiosen, welche besonders auf Seiten-Altären ein kurzes Seelenamt singen.

Bey Begräbnissen der Weltleute giebt Zeichenbe-  
 es auch was besonders. Wenn eine Standz-<sup>gänglich</sup>  
 person gestorben, werden 6. oder 8. arme <sup>der Welt-</sup>liche  
 Weiber aufgedingt zum Lamentiren; diese  
 müssen beständig bey der Todtenleiche ver-  
 bleiben, und anstatt zu bethen, wechselfeils  
 heulen, weinen, und allerley Lobspruch dem  
 Verstorbenen zuschreyen. O Leid!  
 o Schmerz! o trauriges Schicksal! Ey du  
 grausamer Tod! warum nimmst du unsern  
 liebsten Vater, (unsere liebste Mutter) hin-  
 weg? O großer Gott! warum strafest uns  
 so hart, da du unsern besten Freund, diesen  
 unsern größten Gutthäter dem Tode überge-  
 ben? Wo werden wir arme Waisen hinsüro  
 unsere Zuflucht finden? Ach! ach! mein  
 Herzensfreund! so bist du dann gestorben?  
 Ey! ey! Mit dergleichen Heulgeschrey be-  
 gleiten sie den Todten bis zum Grabe. So-  
 lang der Verstorbene im Haus ist, sitzen seine  
 Anverwandte in einem Nebensaal, oder groß-  
 sen Zimmer ringsherum in höchster Trauer,  
 die

die Condolenzten sowohl von geistlich- als weltlichen Personen aufzunehmen: Ein jeder, der kommt, machet jedwederem Kläger sein Trauer-Compliment, mit den Worten: Doy los Pesames à Vuestra Merced. d. i. ich bezeige mein Leid Eurer Herrlichkeit. Alle Verstorbene werden unterhüllt in offener Todtenjarg zum Grab getragen. Unterwegs wird der Leichnam drey bis viermal niedergesetzt, vom Priester angeraucht, mit Weihwasser bespritzt, und ein Responsorium gesungen. Alle eingeladene Welt- und Ordensgeistliche begleiten selbst mit brennenden Kerzen, welche sie mit sich nach Haus tragen. Bey schlechten und armen Leuten gehet es auch sehr schlecht und armselig zu. Wenn bey dem Verstorbenen gar nichts vorhanden, wird sein Leichnam vor der Hausthür auf öffentliche Gasse hinausgestellt, wo er so lang verbleiben muß, bis gleichwohl durch Almosen der Vorbeygehenden so vieles Geld zusammen kömmt, daß es erblecket die Begräbniß zu bezahlen.

Begräbniß  
der armen  
Leute.

## J. 2.

### Von der wunderfamen Lage des quitenfischen Erdreichs.

Da die Provinz Quito sammt andern des festen Landes mitten unter dem heißesten Sonnenkreis, oder in Zona torr. da sich befindet,

findet, wo die Sonne den Einwohnern das Jahr zweymal schnurgerad über die Köpfe hinüber geht, sollte man glauben, es wären selbe Gegenden wegen unerträglicher Sonnenhitze nicht zu bewohnen. So muß man aber die unendliche Vorsicht des allmächtigen Schöpfers höchstens bewundern, als welche diesen so weitschichtigen Erdbezirk mit einer doppelten sehr weit sich erstreckenden Kette hoher Schneeberge, Paramos genannt, versehen um der übermäßigen Sonnenhitze Einhalt zu thun, und die dasige Ländereyen wohnbar zu machen. Diese Bergreihe nimmt ihren Anfang bey der Erdzunge zu Panama, welche das Nordmeer von dem Südlichen absondert, sie läuft alsdann durch die Provinzen von Dariel, und Echoco, durchschneidet bey Quito die Aequinoctiallinie, und das Peruanische Reich, theilet ab das Königreich Chile von Paraquen, und erstreckt sich endlich bis an das weit entlegene Magallanische Erdreich. Das wundersamste bey diesen überaus hohen Paramos, oder Schneebergen ist, daß ihre Anhöhen das ganze Jahr hindurch allezeit mit Schnee bedeckt eine ganz sonderheitliche Kälte verursachen, als welche nicht nur äußerlich den Körper bestürmet, und auch den Reisenden bisweilen die Lippen aufspringen machet, sondern sie dringet sogar durch Mark, und Wein also zwar, daß die Todtenkörper der Verfrornen allezeit unversehr bleiben, zugleich

Beschreibung der Paramos.

Ausserordentliche Wirkung der Paramos Kälte.



gleich auch im Angesicht scheinen, als wenn sie mit aufgesperrtem Mund beständig lächelten, dieß kann meines Erachtens von nichts anders herkommen, als, daß ihnen der durch die innerliche Kälte verursachte Spasmus die Musculos zusammen gezogen, und mit selben beyde Lippen aufgesperrt hat. Die Eigenschaft dieser außerordentlichen Kälte werden die Naturforscher zu bestimmen wissen: Glaublich entspringet sie von der außerordentlichen Höhe der Paramos, deren Gipfel die Atmosphär des dicken Lufes übersteigen, und sich bis zum dünnen überaus kalten erheben, welcher so wohl die Wolken als die Anhöhen der Berge also durchdringet, daß auf selben der Schnee niemals zersehmelzet.

Die Euro-  
päischen  
Jahrszei-  
ten finden  
sich dort  
ein zu glei-  
cher Zeit.

Durch diese Paramos-Kälte wird die Sonnenhitze also gedämmt, daß alldort ganz andere Witterung, und von unsrer Euroväischen völlig unterschiedene Eintheilung der vier Jahreszeiten entstehet: denn in jenen Gegenden, welche an den Paramos nächst anliegen, behält die Kälte allezeit die Oberhand, und verursachet einen beständigen Winter: In den Gegenden, die weiter entfernt sind, wo gleichsam die Sonnenhitze der Paramos-Kälte das Gleichgewicht hält, genießen die Einwohner einen immervährenden Frühling. In folgender Ferne schlägt die Sonnenhitze etwas vor und verursachet eine beständig angenehme Herbstzeit. Wo endlich die  
Pa

Paramos sich gar nicht mehr sehen lassen, und die Sonne den Meister spielt, da herrschet auch ein beständig warmer Sommer, und ist das Erdreich desto hitziger, je weiter es von den Paramos entfernt ist, dessentwegen die wilde Indianer, die dort wohnen, das ganze Jahr bloß, oder nur halb bedeckt daher gehen. Aus diesem läßt sich ersehen, daß in selben Erdtheile alle vier Jahreszeiten auf einmal sich einsinden nicht zwar in dem nämlichen, sondern in verschiedenen Orten nach obiger Austheilung. Es hat also einer die Wahl, wo er seine Lebenstäg zubringen will, entweders in einem beständig hitzigen, warmen, mäßigen, oder allezeit kalten Erdreich. Man muß sich aber die Kälte des letztern nicht vorstellen als wie die Winterkälte in unserm Deutschlande, welche das Wasser mit Eis, und die Erde mit Schnee bedeckt; denn dort hat der Schnee nur selten Aufenthalt auf den Anhöhen der Paramos, und fällt über die Hälfte derselben selten herunter: Viel weniger fällt einer auf die Alpen, die tiefer unten liegen, und von Indianern mit ihrem Hornvieh bewohnet werden, wie auch die Thäler, und Gegenden die hart an den Bergen anstoßen. Wie groß aber der Unterschied jener ungleichen Erdlage sey, kann man zu besten erkennen aus dem großen Unterschied ihrer Gewächse, und Früchten: denn in dem Bezirke des kalten Erdreichs wachset keine einzige Frucht, welche

Nach Unterschied der Erdlage sind auch die Thier, und Gewächse unterschieden,



Begräbnis  
der armen  
Leute.

die Condolenzten sowohl von geistlich als weltlichen Personen aufzunehmen: Ein jeder, der kommt, machet jedwedem K l ä g e r sein Trauer-Compliment, mit den Worten: Doy los Pesames à Vuestra Merced. d. i. ich bezeige mein Leid Eurer Herrlichkeit. Alle Verstorbene werden unverbüllt in offener Todtenfarg zum Grab getragen. Unterwegs wird der Leichnam drey bis viermal niedergesetzt, vom Priester angeraucht, mit Weihwasser bespritzt, und ein Responsorium gesungen. Alle eingeladene Welt- und Ordensgeistliche begleiten selben mit brennenden Kerzen, welche sie mit sich nach Haus tragen. Bey schlechten und armen Leuten gehet es auch sehr schlecht und armfelig zu. Wenn bey dem Verstorbenen gar nichts vorhanden, wird sein Leichnam vor der Hausthür auf öffentliche Gasse hinausgestellt, wo er so lang verbleiben muß, bis gleichwohl durch Almosen der Vorbeygehenden so vieles Geld zusammen kommt, daß es erflecket die Begräbnis zu bezahlen.

## S. 2.

### Von der wunderfamen Lage des quitenfischen Erdreichs.

Da die Provinz Quito sammt andern des festen Landes mitten unter dem heißesten Sonnenkreis, oder in Zona torr. da sich befindet,

findet, wo die Sonne den Einwohnern das Jahr zweymal schnurgerad über die Köpfe hinüber geht, sollte man glauben, es wären selbe Gegenden wegen unerträglicher Sonnenhitze nicht zu bewohnen. So muß man aber die unendliche Vorsicht des allmächtigen Schöpfers höchstens bewundern, als welche diesen so weitschichtigen Erdbezirk mit einer doppelten sehr weit sich erstreckenden Kette hoher Schneeberge, Paramos genannt, versehen um der übermäßigen Sonnenhitze Einhalt zu thun, und die dasige Ländereyen wohnbar zu machen. Diese Bergreihe nimmt ihren Anfang bey der Erdzunge zu Panama, welche das Nordmeer von dem Südlichen absondert, sie läuft alsdann durch die Provinzen von Dariel, und Echoco, durchschneidet bey Quito die Aequinoctiallinie, und das Peruanische Reich, theilet ab das Königreich Chile von Paraquay, und erstreckt sich endlich bis an das weit entlegene Magallanische Erdreich. Das wunderksamste bey diesen überaus hohen Paramos, oder Schneebergen ist, daß ihre Anhöhen das ganze Jahr hindurch allezeit mit Schnee bedeckt eine ganz sonderheitliche Kälte verursachen, als welche nicht nur äußerlich den Körper bestürmet, und auch den Reisenden bisweilen die Leizen aufspringen machet, sondern sie dringet sogar durch Mark, und Bein also zwar, daß die Todtenkörper der Verfrornen allezeit unversehrt bleiben, zu-

Beschreibung der Paramos.

Ausserordentliche Wirkung der Paramos Kälte.

gleich



gleich auch im Angesicht scheinen, als wenn sie mit aufgesperrten Mund beständig lächelten, dieß kann meines Erachtens von nichts anders herkommen, als, daß ihnen der durch die innerliche Kälte verursachte Spasmus die Musculos zusammen gezogen, und mit selbst beyde Lefzen aufgesperrt hat. Die Eigenschaft dieser außerordentlichen Kälte werden die Naturforscher zu bestimmen wissen: Glaublich entspringet sie von der außerordentlichen Höhe der Paramos, deren Gipfel die Atmosphear des dicken Lufes übersteigen, und sich bis zum dünnen überaus kalten erheben, welcher so wohl die Wolken als die Anhöhen der Berge also durchdringet, daß auf selbst der Schnee niemals zerschmelzet.

Die Europäischen  
Jahreszeiten finden  
sich dort  
ein zu gleicher  
Zeit.

Durch diese Paramos-Kälte wird die Sonnenhitze also gedämmt, daß alldort ganz andere Bitterung, und von unsrer Europäischen völlig unterschiedene Eintheilung der vier Jahreszeiten entstehet: denn in jenen Gegenden, welche an den Paramos nächst anliegen, behält die Kälte allezeit die Oberhand, und verursachet einen beständigen Winter: In den Gegenden, die weiter entfernt sind, wo gleichsam die Sonnenhitze der Paramos-Kälte das Gleichgewicht hält, genießen die Einwohner einen immerwährenden Frühling. In folgender Ferne schlägt die Sonnenhitze etwas vor und verursachet eine beständig angenehme Herbstzeit. Wo endlich die

Pa

Paramos sich gar nicht mehr sehen lassen,  
 und die Sonne den Meister spielt, da herr-  
 schet auch ein beständig warmer Sommer,  
 und ist das Erdreich desto hitziger, je weiter  
 es von den Paramos entfernt ist, dessentwe-  
 ge die wilde Indianer, die dort wohnen,  
 das ganze Jahr bloß, oder nur halb bedec-  
 ket daher gehen. Aus diesem läßt sich erse-  
 hen, daß in selben Erdtheile alle vier Jahres-  
 zeiten auf einmal sich eintreffen nicht zwar in  
 dem nämlichen, sondern in verschiedenen Or-  
 ten nach obiger Austheilung. Es hat also ei-  
 ner die Wahl, wo er seine Lebensdag zubrin-  
 gen will, entweder in einem beständig hi-  
 zigen, warmen, mäßigen, oder allezeit kal-  
 ten Erdreich. Man muß sich aber die Käl-  
 te des letztern nicht vorstellen als wie die Win-  
 terkälte in unserm Deutschlande, welche das  
 Wasser mit Eis, und die Erde mit Schnee  
 bedecket; denn dort hat der Schnee nur sel-  
 ten Aufenthalt auf den Anhöhen der Para-  
 mos, und fällt über die Hälfte derselben  
 selten herunter: Viel weniger fällt einer auf  
 die Alpen, die tiefer unten liegen, und von  
 Indianern mit ihrem Hornvieh bewohnet  
 werden, wie auch die Thäler, und Gegens-  
 den die hart an den Bergen anstossen. Wie  
 groß aber der Unterschied jener ungleichen Erd-  
 lage sey, kann man zu besten erkennen aus  
 dem großen Unterschied ihrer Gewächse, und  
 Früchten: denn in dem Bezirke des kalten  
 Erdreichs wachset keine einzige Frucht, welche

Nach Un-  
 terschied  
 der Erdla-  
 ge sind auch  
 die Thier,  
 und Ge-  
 wächse un-  
 terschieden,  
 das



Das warme hervorbringt, zum Beispiel, es  
 wächst in selben kein Reis, Toback, Wein,  
 Baumwolle zc. vielweniger die Früchten der hi-  
 ßigen Ländern: als Plantanos, Yucas, Pa-  
 payas, Pinnas, Schirimoyas, Zapotes &c.  
 Herentgegen wächst auch im hitzigen Erdreich  
 kein Korn, Gerste, Weizen, keine Aepfel,  
 Birn zc. die doch beym mäßigen, und kal-  
 ten zu finden. Eben solche Verwandtniß hat  
 es auch mit den Thieren: Das Hornvieh,  
 Pferde, Schaaf, Geiß, Lämmer zc. wel-  
 che beym kalten, und mäßigen Temperament  
 gar wohl bestehen, können das hitzige nicht  
 ertragen. Im Gegenspiel fliehen die Affen,  
 Dantas, Olomutschas, Armadillos zc. das  
 Kalte. Den Abgang des Getreides im hitz-  
 igen Erdreich ersetzt überflüssig das Erdreich  
 vom mäßigen Temperament, als in welchem  
 man das Jahr zweymal einschneidet, und  
 zwar ohne die Erde jemals zu düngen: auf die-  
 ser wachsen auch die europäische Baumfrüch-  
 te, als Aepfel, Birn, Kirschen zc. sind aber  
 nicht so groß, noch so geschmack als wie in  
 Europa, und werden von andern Indianischen  
 Früchten an Süß- und Annehmlichkeit weit  
 übertroffen. Es wachsen auch allda köstliche  
 Weintrauben in großer Menge. Doch ist der  
 Wein von Chile, das ausserhalb der Zona  
 torrida liegt, weit milder, und angenehmer,  
 als der Peruanische zu Lima. Das seltsam-  
 ste ist, daß im hitzigen Erdreich Weintrau-  
 ben hin und wieder auf großen Bäumen  
 wachsen.

Fruchtbar-  
 keit des  
 mäßigen  
 Erdreichs.

Weintrau-  
 ben wach-  
 sen auf  
 Bäumen.

wach-

wachsen, derer ich selbst viele geessen, nur sind sie von andern unterschieden, daß sie Kern haben als wie die Kirschen.

Nun wiederum auf Quito zu kommen ist vor allem zu wissen, daß die Spanische Colonien, Städte, Märkte, und Dörfer mehrentheils nur in den temperirten Gegenden sich einfinden, und nicht von Heyden, sondern von indianischen Christen nebst den Spaniern bewohnt werden: denn die heydnische Völker sind von den Paramos entlegen, und wird von ihnen Meldung geschehen, wenn von der Quitenser Mission die Rede seyn wird. Die Heydnische werden auch ganz billig von den Spaniern Indios bravos: oder wilde Indianer genannt, die andere aber Indios Mansos, oder die zahme. Sie geben auch durch ihre widrige Naturseigenschaften handgreiflich zu erkennen den Unterschied ihrer Erdlagen, denn die Wilde als im Hitzigen geböhren, und erzogen, sind auch eines hitzigen Naturels, zornig, rachgierig, frech, und der Weisheit sehr ergeben: Entgegen sind die Zahme bey ihrer temperirten Lage sanft, gutherzig, mäßig, und ziemlich forchtsam, welches sie merklich an Tag gelegt, da sie sich von einer Hand voll Spaniern ohne vielen Widerstand haben übergwältigen, und erobern lassen. Unter den Zahmen sind vor allen andern zu rechnen die Quitenser Indianer, welche inn- und außershalb der Stadt wohnen, und sich gleichsam

Der Indianern  
gibt es zweyerley  
Gattung,  
zahme und  
wilde.

B

in

In einer  
Tageszeit  
kann man  
alle vier  
Jahreszei-  
ten erfah-  
ren.

in dem Mittelpunkt des mäßigen Erdreichs be-  
finden, also zwar, daß sie das ganze Jahr  
hindurch einen immervährenden Frühling,  
und zur heiligen Weihnachtszeit eben so wohl  
frische Bäume, und Feldfrüchten zu genießen  
haben, als wie um Ostern. Dieses so ange-  
nehme Temperament verschaffen ihnen die  
zween Paramos Kotopak, Pitzintche, zwis-  
schen welchen die Stadt Quito liegt. Bewun-  
derungswürdig ist, daß man in dieser Stadt  
auf eine gewisse Art in einem jedweden natür-  
lichen Tag die abwechselnde vier Jahreszeiten  
erfahren kann, denn wenn man die 24. Stun-  
den, derer das ganze Jahr 12. der Tag, und  
12. die Nacht dauret, zusammen nimmt, so  
findet man, daß 12. derselben kalt, 6. warm.  
3. kalt warm, und 3. warm kalt seyn auf fol-  
gende Weise: Von 6. Uhr Morgens, da täg-  
lich die Sonne aufgehet, bis 9. Uhr ist es we-  
der warm, noch kalt, und ist also eine Früh-  
lingszeit. Von 9. Uhr bis 3. Uhr Nachmit-  
tag gewinnt die Sonnenhitze über die Para-  
mos-Kälte die Oberhand, und verursachet ei-  
ne warme Sommerszeit, die einen beim  
Spaziergehen schwitzen machet. Von 3.  
Uhr bis 6. Uhr schwinget sich wieder empor  
die Paramos-Kälte über die Sonnenhitze,  
und verschaffet ein angenehme Herbstzeit.  
Von 6. Uhr Nachts bis 6. Uhr Tags spielt  
die Kälte das ganze Jahr den Meister, und  
macht eine lebhafteste Vorstellung des Winters:  
Doch ist diese Kälte von keinem so hohen  
Grad,

Grad, daß man sie ohne geheiztes Zimmer nicht ertragen könnte, vielweniger könnte man dort den Unkosten erschwingen selbes täglich zu heizen, denn weit und breit herum nichts als Getreiß, Stauden, und Häcken wachsen, und das Brennholz so theuer kommt, Abgang des Brennholzes. daß die Arme gezwungen sind den f. v. Mist, und dürren Kühräden auf den Wiesen zu sammeln mit selben zum Kochen ein Feuer zu machen: In den Küchen der Staatsleute, und Klößtern werden gemeiniglich Kohlen gebraucht, die von ferne geliefert werden.

### §. 3.

## Von dem Erdbeben in Quito.

Was bisher von der annehmlichen Lage der Provinz Quito gemeldet worden, könnte vielleicht manchem Leser Anlaß geben, daß er sich wünschte, dorthin als zum andern Paradies übersetzt zu werden, um in selben seine Lebensstage weit vergnügter als immer anderswo zuzubringen: Wenn er aber das folgende lesen wird, glaub ich, wird ihm solcher Lust bald vergehen. Denn es ist nur gar zu gewiß, daß auf dem ganzen Erdboden kein Ort zu finden, wo nicht das Gute mit Bösem vermischt; also hat es auch der unendlich weise Schöpfer angeordnet um uns Menschen, die er zu einem unsterblichen Leben erschaffen, dar-

B 2 durch

durch anzudeuten, daß die Erde nicht unser beständiger Wohnsitz, sondern nur der Aufenthalt unserer Wanderschaft zu einem Ort sey, wo das Gute von allem Bösen auf ewig abgesondert seyn wird. Diese Abwechslung des Guten mit Bösem erfahren nur gar zu sehr die Einwohner der Stadt, und Provinz Quito. Und was zu bewundern, geschieht selbe durch eben jene Paramos, von denen im vorigen Absatz gemeldet worden, welche einerseits die erspriessliche Jahrswitterung verschaffen, und anderseits aber das schrecklichste Erdbeben verursachen, und auf solche Weise ihre Bewohner zugleich glücklich und armselig machen. Was immer die Hauptquelle des Erbebens seyn mag, ist die ganz gewiß auch unter den Paramos verborgen, wie solches der Paramo-Kotopak zu seinen Zeiten genugsam verrathet: Es ist dieser Schneeberg zugleich auch ein Feuerberg, oder Fulcan, und billig der amerikanische Vesuvius zu nennen, der mit Schnee bedeckt mir vorkam als wie ein ungeheuer großer, und hoher Kalkofen, aus dessen offenen Gipfel das Jahr öfters ein dicker, und schwarzer Rauch in die Höhe steigt, und die Indianer glauben macht, als wäre Kotopak der Ramin, oder Rauchfang von der Hölle der Verdammten. Nach Verlauf gewisser Anzahl der Jahre gemeiniglich: wie man mir gesagt: nach zwanzig mehr oder weniger pflegt er auch in volle Flammen auszubrechen, und die nächsten Gegenden mit feurigen Strömen zu überschwemmen.

Plag des  
Erbebens.  
woher sie  
entsprun-  
gen.

Kotopak  
zugleich ein  
Schnee-  
und Feuer-  
berg.

schwemmen, wie auch ungemein große Bimsstein, derer ich viele gesehen, Stunden weit hinaus zu werfen: Diese so erstaunliche unterirdische Feuergewalt macht dann auch, daß man in Quito schier alle Jahr etwelche Bewegungen der Erde verspüre, zu Zeiten aber schüttelt er selbe mit solcher Heftigkeit, daß die Gebäude entweder große Klüften bekommen, oder gar über einen Haufen geworfen werden; Also hat es sich ereignet im Jahr 1754. Da ich sammt andern 23. Missionarien aus Deutschland zu Quito angelangt: Kaum hatten wir vier Wochen ausgerastet, entstand ganz unverhofft mitten in der Nacht eines Sonntags so entsetzliches Erdbeben, daß es mich nicht nur vom tiefen Schlaf erweckte, sondern es schien mir, als wollte es mich vom Bett hinaus schenken. Alsogleich hörte ich auf den Gassen erbärmlich heulen: Misericordia Señor! Misericordia, Barmherzigkeit o Herr! Barmherzigkeit schrie alles zusammen, und laufen dem großen Platz zu die meiste nur halb angekleidet, einige auch nur in Hemden. Es begaben sich alsbald einige unserer Priestern mit dem Crucifix auf dem Platz, und machten dem Volke die Reu, und Leid vor mit Gebung der Generalabsolution, wie es im Krieg bey Feldschlachten zu geschehen pflegt. Wir übrige Jesuiten blieben zu Haus, und suchten unser Zuflucht eine unter den Schwingbögen des Collegii, andere, bey

Schreck-  
bares Erd-  
beben in  
Quito.

denen auch ich war, unter dem Kirchethum in der Hoffnung, daß, wenn er allenfalls umstürzen sollte, würde er uns doch zu ersterst bey'm Leben lassen. Als der Tag angebrochen, und es schien, als hätte sich die Erde völlig zur Ruhe gelegt, begab ich mich in mein Zimmer um etwas auszuruhen. Kaum war ich ein Viertelsstund darinnen, fieng das Zimmer zu wiegen an, eines Sprungs wollte ich zur Thür hinaus, sie war aber also zugeschwollen, daß ichs unmöglich aufmachen konnte bis das Beben nachgelassen. Nun war freylich keine Zeit mehr im Haus länger zu verweilen, da die Todesgefahr vor Augen stand, und sich in den Hauptthüren schon hin, und wieder große Riß, und Oeffnungen von oben bis unten sehen ließen. Es nahm also ein jeder das nothwendigste zu sich, und gieng vom Haus, und Stadt hinweg: Nur der P. Prokurator sammt zween Brüdern hatte den Muth gefasset im Collegio zu verbleiben selbes zu besorgen, und uns Abwesende mit Lebensmitteln zu versehen. Es wurden also gleich alle Gefangene, derer viele das Leben verschuldet, losgelassen: alle Religiosen, und Klosterfrauen giengen mit den Weltleuten zur Stadt hinaus, daß es das Ansehen hatte, als wäre der jüngste Tag schon wirklich vorhanden, und wollten die Menschen dem Thal Josaphat zureisen. Unterdessen ließ sich das Erdbeben immerdar spüren, als

so war, daß auch die Hunde auf den Gassen jämmerlich heulten. Wir Jesuiten begaben uns nach unserem Techar, oder Exercitienhaus, welches nur eine halbe Stunde vor der Stadt auf einer Anhöhe lag, und mit einem großen Garten versehen war: Dieser wurde schier gänzlich verwüstet und ausgerottet, um darinnen Toldos, oder Feldzelt zum Nachtlager aufschlagen zu können, denn niemand unter einem Ziegeldach zu schlafen sich getraute, wie leicht zu erachten.

Techar unser Aufenthalts-Ort zur Zeit des Erdbebens.

So mühselig für uns der vorige Tag gewesen, hatten wir noch weit größere Beschweriß auszustehen in folgender Nacht, als welche wir ohne mindesten Schlaf unter freyem Himmel, und schier beständigen Regen auszuhalten, und unsere Gezelte einer Menge der Standspersonen, und Klosterfrauen zu überlassen gezwungen waren. Aber auch Diesen wurde von den sich immer äußernden Erdbewegungen keine Ruhe verstattet, welche auch Tags darauf manche schon vorhin zersplitterte Häuser übern Hausen geworfen. Solchergestalten sahen sich die vornehmern, und vermögliche Inwohner gemüßiget, auch ihre Haabschaften in Sicherheit zu bringen, und sich mit Sack und Pack auf ihre Landgüter zu begeben, wo sie auch den Klosterfrauen ihren Befreundten, einen Unterschluf verstatteten. Die Gemeine, und Handwerks-

Leute lagerten sich theils um die Stadt herum, theils auf den großen Platz, wo man auch eine offene Kapelle, und Beichtstühle aufgerichtet: Wir Jesuiten verblieben auf unserm Tschar, und hatten wir Priester früh, und spät genug zu thun mit beständigem Beicht hören, weil jederman ein Generalbeicht ablegen wollte. Nachdem wir also bis 14. Tag unter Angst und Furcht zugebracht, und es das Ansehen hatte, als wäre nun die Erde vollkommen beruhiget, fieng sie aufs neue, und heftiger zu wüthen an als zuvor. Es war an einem Sonntag zu Mittagszeit, zu welcher in der Domkirche vieles Volk der letzten heiligen Messe bewohnte, und ich just dazumal mit meinem Gesellen gegenüber bey dem Palaste des Herrn Präsidenten vorbeigien, bewegte sich der Erdboden mit solcher Heftigkeit, daß ich vermeynte, es werde der Palast über mich hinüber fallen: Ich sah zugleich mit Augen, wie die Seitenmauer der Domkirche, die gegenüber stand, von oben bis unten sich spaltete, und der Kirchturm, dessen Glocken von sich selbst anstiegen, einen großen Riß bekam. Man kann sich leicht vorstellen, was Schrecken, Hellen, und Schreien unter dem Volke in der Kirche, und was Gedräng bey der Kirchthür gewesen, da ein jeder der erste heraus seyn wollte. Noch selben Tag, an welchem die meiste Herren von ihren Landgütern in  
die

Ein Erd-  
stoß drohet  
den gänz-  
lichen Un-  
tergang  
der Stadt.

die Stadt gekommen, wurde eine Bußpro-  
 cession um 3. Uhr Nachmittag angestellt,  
 dergleichen ich in meinem Leben niemals ge-  
 sehen. Alle erschienen dabey sowohl Geist-  
 als Weltliche, Jung- und Alte in einer buß-  
 fertigen Tracht: einige geißelten sich, auch  
 Weibspersonen doch ehrbar bedeckt, und  
 nicht aufs Blut: andere zogen schwere Kreuz-  
 blöck, auch so gar Kinder; wiederum ande-  
 re schlepten an bloßen Füßen große Ketten  
 nach. Es war auch ein Mann von Ansehen,  
 der sich zween starke Kerl mit Karbatschen  
 aufgedungen, die ihn bey der Procession be-  
 gleiten: in jeder Gasse blieb er zwey bis drey-  
 mal stehen, bekennte sich öffentlich für den  
 größten Sünder, und ließ sich von selbst  
 tapfer abpeitschen. Die Geistlichen, und  
 Regierungsherren begleiteten das höchste  
 Gut ein jeder mit einem Strick um den  
 Hals, und dörnere Kronen auf dem Haup-  
 te: am Ende wurde auf dem großen Platz  
 von unserm P. Milanethio eine Bußpredigt  
 gehalten, und der gewöhnliche Contritions-  
 act gemacht. Dergleichen Bußumgänge  
 sind nach der Hand noch zween andere ge-  
 halten worden, weil sich noch immerdar  
 einige Erdstöße merken ließen, welche ein  
 und anderes Haus gestürzt, wie auch den  
 schönsten, und größten Thurm der P. V. Aus-  
 gustinerkirche bis über die Hefste herunter  
 geworfen haben. Endlich nach langem Ver-  
 weilen, und Verlauf 6. Wochen hat das

Bußpro-  
 cession um  
 Zeit des  
 Erdbe-  
 bens.

Ende des  
 Erdbe-  
 bens.

leidige Erdschütteln also nachgelassen, daß man weder bey Tag, noch bey Nacht eine Bewegung mehr bemerkte, dessen ungeacht mußten wir noch eben so lange Zeit außer der Stadt verweilen um der Ausbesserung des sehr beschädigten Collegii abzuwarten, zu welcher viele Arbeiter, die überall genug zu thun hatten, wie auch große Unkosten für Eisenwaar erfordert wurden, da man das Gemäuer der obern Hänge mit eisernen Zwerchstangen zusammen heften, und dazumal für den Zentner Eisen 60. Thaler bezahlen mußte.

In nächst folgenden Jahren haben sich zwar etliche kleine Erdbewegungen, wie es schier alle Jahr geschieht, spüren lassen, doch ohne einigen Schaden. Aber nach verfloßenen zehn Jahren, als ich weit davon in der Mission mich befand, hat ein Erdstoß desto grausamer getobt in dem von der Stadt Quito zwanzig Stunden entlegenen Markt Takunka, wo unser Noviciathaus gestanden. Es war just zur leidigen Fasnachtszeit, zu welcher es dort unter den Christen eben so läuderlich zugehet, wie in Europa, da sie zwar bey dem Tag dem Gottesdienst abwarten, bey der Nacht aber dem Belial weit eifriger dienen: Dieser heydnische Mißbrauch hat die unglücklichen Takunkanern so gar das Leben gekostet; denn als in unserer Kirche das gewöhnliche 40. stündige Gebeth gehalten

Ein Erdstoß wirft zu Takunka das Kirchen- gewölb zu Boden, mit Niederlag der Gegenwärtigen.

ten wurde, und am Erchtag der Prediger von der Kanzel herunter stieg, hat sich die Erde so heftig bewegt, daß das ganze Kirchengewölbe herunter gefallen, und die Anwesende lebendig begraben hat; zur größten Verwunderung ist forne auf dem Hochaltar das höchste Gut stehen geblieben ohne daß eine Kerze ausgeloschen; nach der Hand, als man den Schutt hinweg geräumt, war es nothwendig den angesteckten Luft mit ungezündetem Schwefel zu reinigen, damit nicht etwann eine Krankheit, oder gar die leidige Pest unter den noch lebenden entstehen möchte.

## §. 4.

### Von den Sitten der Quitenser.

Billig sollte man glauben, dergleichen schreckbare Drohungen der strafenden Hand Gottes müßten auch die verstocktesten Sünder zur beständigen Besserung ihres Lebenswandels verleiten und von fernern sündigen abhalten. So lang das Erdbeben in Quito gedauret, hatten wir Priester genug zu thun mit Generalbeichten anhören; Viele Feindschaften wurden aufgehoben, das ungerechte Gut zurück gestellet, die viele Jahr im Sündenstand gelebt, haben entweder sich entfernt, oder ehlich zusammen geben  
las

Beispiel  
der Unbe-  
ständigkeit  
des mensch-  
lichen Her-  
zens.

Gefährli-  
cher Auf-  
stand in  
Quito.

lassen. Aber leider, wie groß ist nicht die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens? Kaum war ein halbes Jahr vorbey, und die Erde zur Ruhe gelegt, haben die meiste Gewohnheitslinder die Furcht verlohren, und ihre Fürsah in Wind geschlagen. Viele derjenigen, welche um ihrem Euderleben ein Ende zu machen sich rechtmäßig verhey-rathet, trachteten nach der Hand wieder geschieden zu werden mit Vorgeben, es wäre ihr Heyrath nur aus Furcht des Erdbbens geschehen: Ja sie haben sich so wenig gebessert, daß sie nach verflossenen 8. Jahren einen sehr gefährlichen, und blutigen Aufstand angezettelt, welcher schier bis 300. Personen das Leben gekostet. Darzu hat Anlaß gegeben ein neu aufgerichtete Alboana, oder Mauthhaus, wo man alle Waaren, die von Lima, oder anderswo herkommen, ablegen, und für selbe eine gewisse Abgab erlegen mußte. Nebst dem wurde auch der Brandwein, und Rauchtaback in Verpacht gegeben: Man hörte zwar gleich Anfangs vieles Klagen, und Murren, sonderlich da ein, und andere des Contrabants halben zur Strafe gezogen wurden, doch hätte es niemand vermuthet, daß eine so gefährliche Aufruhr daraus entstehen sollte; und zwar in so kurzer Zeit, da noch die Alboana kaum ein halbes Jahr lang gedauret hatte.

Es war am Festtage des heiligen Johannes des Täufers, im Jahre 1765. als man Abends bey Sonnenuntergang in allen acht Barrios, oder Kirchensprengeln Sturm lätete: auf den ersten Schlag laufte ein grosser Schwarm Männer, und Weiber, Grosse, und Kleine mit Stangen, Säbel, Spieß, und Steinen unter mörderischem Geschrey dem grossen Platz zu, daß es schien, als hätten sich diejenige, die vormals zur Zeit des Erdbebens auf dem nämlichen Platz als sanftmüthige Lämmer mit Kreuz, und Geißeln daher giengen, nunmehr in rasende Wölfe, und Tieger verwandelt. Die den Vorrath ausmachten, giengen flugs aufs Mauthhaus los, zerbrachen Thürn und Fenster, und nach weggejagten Mauthbedienten bemächtigten sie sich der Cassa, in welcher sich bis 4000. Thaler befanden: allen Vorrath vom Brandwein, was sie in der Eil nicht trinken konnten, gossen sie auf die Gasse hinaus: andere stürmten die Häuser der Mauthbeamten, und einiger Scapetones. Um zu verstehen was Scapeton sagen will, ist zu wissen, daß es in allen amerikanischen zu Spanien gehörigen Städten nebst den Indianern zweyerley Einwohner gebe, nämlich Scapetones, und Criolios. Die erste sind diejenigen, welche in Spanien geböhren nacher Amerika entweder als Regierungsbeamte, oder Handelsleute gekommen: Criolios aber werden jene genennet, die

Unter-  
schied zw-  
ischen Scapetones  
und Criolios.

Die Re-  
bellen be-  
stürmen  
unser Col-  
legium.

Was ein  
Prätill sey?

Die zwar aus spannischem Geblüt aber in Amerika geboren sind, und von den ersten Erobern herkommen, diese werden von den Indianern als ihre Landsleute gar wohl geduldet, nicht also die Scapetones, als welche sie für ihre Feinde halten. Auch wir Jesuiten wurden unter die Scapetones, und Ausländer gerechnet, dessentwegen auch die Rebellen sich vorgenommen unser Collegium zu bestürmen: Es haben aber unsere Lavenbrüder, und Hausdiener Thür, und Thor also verwahret, daß selbe uneracht aller Gewaltthätigkeit, die sie ausübten, keinen Eingang gefunden. Als die Rebellen mit Stürmung des Mauthhauses beschäftigt waren, befahl der Präsident in aller Eil seinen Soldaten, derer dazumal nur 24. gewesen, sich zur Gegenwehr zu stellen, welchen sich viele Scapetones mit ihren Feuerröhren beigesellten um das Prätill besetzen zu helfen. Dieses Prätill sey? ist eine von Quatersteinen über Manns hoch gleich einer Pasten an dem Pallaste des Präsidenten angelegte Schutzwehr, welche zu beyden Seiten mit 15. Staffeln versehen oben in der Mitte den Eingang zum Pallaste eröffnet; auf diesem Prätill ließ der Präsident 6. gefährliche Feldstücke pflanzen, und zugleich neben seinem Pallaste einen Galgen aufrichten mit Bedrohen den nächsten besten auf der Stelle aufhängen zu lassen, der sich erfrechen würde nochmals einen Stein auf den Pallast zu werfen. Über die Rebellen, die sich

Haus

Haufenweis auf dem Platze zusammen gerottet, und meistens vom Brandwein berauschet waren, ließen sich durch bloße Drohungen nicht abschrecken, und schrien aus vollem Hals, sie wollten sich eher umbringen, als eine neue Bürde aufladen lassen, fiengen zugleich an mit einem Steinhagel den Pallast zu bombardiren: Stracks wurden die Feldstücke losgebrannt, weil sie aber zu hoch gerichtet, flogen die erste Kugeln über die Köpfe hinaus. Durch dies wurden die Rebellen anstatt sich zu ergeben noch mehr verbittert, und ließen Schaarenweis durch alle Gassen, wo sich immer ein Scapeton blicken ließ, mußte er über die Klängen springen. Ja sie haben sogar dem Präsidenten zu Eryx auf dem Dominikaner-Platz auch einen Galgen aufgerichtet, und auf der Stelle einen Scapetons-Bedienten daran gehängt. Da gieng das Morden, Hauen, und Stechen erst recht an, denn die Scapetones setzen den Rebellen mit ihren Flinten nach, und streckten viele zu Boden.

Ein Scapetons-Bedienter wird von den Rebellen aufgehängt.

Bei dieser mörderischen Verwirrung wagte sich der Bischof unter die Tollstinnigen, mit der Zuversicht, er würde mit seinem bischöflichen Ansehen selbe beruhigen können, aber umsonst, er wurde mit töhigen Worten kurz abgewiesen: Er hätte bey dergleichen Sachen nichts zu thun, Er sollte nur wie

Der Bischof waget sich unter die Rebellen.

Einige der  
unfrigen  
Priestern  
stillen die  
Aufrubr.

wiederum zurückkehren, sonst würde man ihm den Heimweg mit Steinen zeigen, hoben zugleich Steine in die Höhe, daß also der gute Bischof gezwungen war, vielmehr nach Haus zu laufen, als zu gehen. Eben also ergieng es auch einem Weltpriester, welcher aus der Domkirche das höchste Gut in der Monstranz auf die Gasse getragen in der Meynung, es würden sich doch die Tobsüchtige durch die Gegenwart des höchsten Herren besänftigen lassen, aber sie haben ihn auf die nämliche grobe Art, wie den Bischof zurück gewiesen. Endlich am dritten Tage, als diese schreckliche Tobsucht fortgedaueret, und die Rebellen die Oberhand zu gewinnen anfiengen, wagten sich einige unserer Priestern vom Collegio hinaus, warfen sich den Tobenden zu Füßen, und bathen sie durch das Blut des Gekreuzigten, dessen Bildniß sie in den Händen trugen, sie möchten sich doch einmal zur Ruhe begeben: sie sahen ja mit Augen, daß sie sonst mit ihrem selbst eigenen Schaden die ganze Stadt zu Grund richten würden &c. Anfangs fanden sie nicht viel Gehör, als sie aber nicht nachließen zu bitten, und zugleich betheneten, daß sie eher sterben, als unverrichteten Sachen nach Haus gehen wollten, haben sich endlich einige von den Ansehnlichen bewegen lassen, durch derer Beyhilfe sie nach und nach auch die übrige zurecht gebracht. Nach gemachten Friedens Vorschlägen wurde

wurde einhellig beschlossen, auf folgenden Tag eine öffentliche Zusammenkunft zu halten, wobei einerseits die Regierung, andererseits aber aus jedem Barrio zweien Commissarien erscheinen sollten, wie es auch geschehen. Vor allen verlangten die Commissarien: Es soll sich der Herr Präsident sammt allen Mitgliedern der Regierung mit einem feyerlichen Eidschwur verpflichten, daß sie den ganzen Vorfall der geschehenen Aufruhr in vollkommene Vergessenheit setzen, und deßhalben nicht die mindeste Nachforschung machen wollen: zudem beehrten sie, daß man die neue Aduana, und alle Verpachtung für allezeit aufhebe, und sie mit keiner neuen Auslag mehr belästige: auch wollen sie dem Spanischen König die ewige Treue schwören, wenn er sich mit dem Tribut, welchen ihre Vorfahren, und sie bishero gegeben, wolle befriedigen lassen etc. Alles wurde nach Heischung damaliger Umstände bewilliget, der anverlangte Eidschwur abgelegt, die neue Maut aufgehoben, und ein beyderseitiger Friede gemacht, also zwar, daß ich das folgende Jahr, in welchem ich von der Mission zurück berufen wurde, kein einzige Spur einer Unruhe, oder Mißverständniß in Quito vermerket habe.

Wie man den Friedensschluß gemacht.

Wer sollte iht glauben, daß eben dieser quitensische Aufstand der Zundel gewesen, mit dem unsre Feinde die Mine, wel-

Der Aufstand in Quito gab den Jesuiten den letzten Stoß.

C

che

che sie schon lang zuvor unsrem Orden bey  
 dem Spanischen Hofe zubereitet, angezündet  
 haben, und den König bewogen, uns Jesu-  
 uiten aus allen seinen Staaten auszuschlies-  
 sen? Und doch ist es also geschehen. Sie  
 legten nämlich die ganze Schuld der Rebel-  
 lion in Quito auf uns Jesuiten, und führ-  
 ten diese für überzeugende Proben an, als  
 wären wir unruhige Köpfe, und Anstifter  
 dergleichen Empörungen: Es wäre der Kö-  
 nig in größter Gefahr, alle seine Besitzungen  
 in America zu verlieren, wofern er nicht  
 allsogleich aus selbem alle Jesuiten wegschaf-  
 fen würde &c. Durch diese und andere Ver-  
 leumdungen und grundfalsche Andichtungen,  
 dergleichen auch vormals die lügenhafte Mäh-  
 re vom Paraquayschen König Nicolas ge-  
 wesen, haben auch die Gewissenlose zuwegen  
 gebracht, daß der Spanische Hof eilends  
 beschloß, dem Beyspiel des Portugiesisch-  
 und Französischen nachzufolgen, und  
 die Jesuiten aus allen seinen Ländern zu ent-  
 fernen. Als bald wurde Ordre gegeben, et-  
 welche Schiffe auszurüsten, und eine An-  
 zahl Truppen von 8000. Mann nach Ame-  
 rica zu senden, doch geschah dieses unter  
 ganz anderm Vorwande. Was eigentlich  
 das Absehen gewesen, und was sich ferners  
 mit uns Jesuiten zugetragen, werde ich am  
 Ende dieser Nachrichten umständlicher mel-  
 den, da die Rede von unserm Abzug seyn  
 wird.

J. 5.

Von der quitensischen Mission.

Vor allem ist zu wissen, daß die Indianische Einwohner des Peruanis. Reichs, welche vor der Ankunft der Spannier unter der Bothmäßigkeit des heydnischen Königs Inga gestanden, und ihm dem König von Spanien unterworfen sind, als schon lang bekehrte Christen keine Missionarien für Seelsorger, sondern ihre Pfarrherren haben sowohl von Weltpriestern, als Ordensgeistlichen. Diese zahme und christliche Indianer, unter denen kein Heyd mehr anzutreffen, be-  
 wohnen jenes Erdreich, welches zwischen ob-  
 gemeldten Paramos, oder so nahe anliegt, daß man selbe allezeit vor Augen hat. Hin-  
 gegen die sogenannte wilde Indianer, bey denen wir Missionarien als Seelsorger ge-  
 standen, und welche den vorigen an der Zahl weit überlegen sind, befinden sich in jenen weitschichtigen Ländereyen, oder viel-  
 mehr Wüsteneyen, welche von den Paramos gänzlich abstehen, und sich bis ans Meer er-  
 strecken; allda giebt es noch viele Völker, welche in tiefen Wäldern, und Heydenthum leben.

Es giebt  
 zweyerley  
 Gattungen  
 der India-  
 ner Man-  
 sos, oder  
 zahme  
 Bravos,  
 oder wilde.

Wie groß aber der Umfang jener meiß Größe des  
 stentheils noch unbekannten Wildnissen seyn Erdreichs  
 müsse, läßt sich leicht abnehmen aus der un- der Wil-  
 geheuren Menge und Größe ihrer Flüsse, den.  
 C 2 welche

welche alle vom hohen Gebirg entspringen :  
 und sich nachmals mit zween Hauptflüssen  
 vereinigen. Diejenige , die gegen Aufgang  
 liegen, ergießen sich in den Fluß Maragnon,  
 oder Amazonum , welcher nach Meynung  
 aller Geographen der größte in der Welt seyn  
 soll. Jene aber , die gegen Niedergang lie-  
 gen, vereinbaren sich mit dem schier eben so  
 großen Fluß Orinoco , dessen Eingang in  
 das Meer vom Einfluß Maragnos bis 300.  
 Spanische Meilen entfernt ist. Auf diesem  
 so weitschichtigen , als sumpfigten Erdreich  
 zählet man bis hundert und fünfzig Natio-  
 nen , deren eine jedwedere ihre besondere  
 Sprache führet , doch ist bey ihnen die An-  
 zahl der Menschen bey weitem nicht so groß,  
 als wie bey denen in Europa , oder andern  
 Welttheilen , ja es giebt viele unter selben,  
 die nur in drey, oder viertausend Seelen be-  
 stehen. Eine solche hat auch mich betroffen,  
 nämlich die Nation der Paelles , welche von  
 den Spanniern Cabeliados wegen ihren lan-  
 gen und dicken Haaren , genennet werden.  
 Zu diesen bin ich im Jahr 1755. von der  
 Stadt Quito mit dem P. Kav. Weigel aus  
 der Oesterreichischen Provinz abgereiset, und  
 zwar auf einem überaus beschwerlichen Weg,  
 der uns die außerordentliche Kälte der Pa-  
 ramos, durch welche er durchgieng, nur gar  
 zu stark empfinden machte. Da gieng es  
 den ganzen Tag Berg auf, Berg ab , und  
 zwar durch einen da und dort so engen und  
 mit

Meine Ab-  
 reise von  
 Quito zur  
 Mission.

**Quintus**  
ein sehr ge-  
fährlicher  
Bach.

Der Fluss  
Rosanga  
ohne Brücke  
ist zu passiren.

**Verlust  
meines  
Bettzeugs  
und Bre-  
vier.**

Neue Reit-  
mode auf  
Menschen.

sammt andern nothwendigen Kleinigkeiten sich befanden, zu tragen hatte, selbes, weiß nicht vor Schwindel, oder aus Bosheit gleich bey'm Eintritt ins Wasser geworfen, und sich augenblicklich flüchtig gemacht ohne daß weder seine Person, weder der Paß mehr zum Vorschein gekommen. Ich mußte also ohne Bett, und ohne Brevier den Weg fortmachen, bey welchem mir aber wiederum eine neue Beschwerniß zugestossen, denn es waren meine Albergates, oder gestricke Schuh also zerrissen, daß ich sie nicht mehr brauchen konnte, zugleich war der Weg zum Barfußgehen zu rauh, und voller Stein, mußte mich also auch zu Land von den Indianern etlichemal tragen lassen. Es sind diese zahme Indianer als Montarasen, wie die Spannier sagen, oder Bergleute von solcher Leibesstärke, daß sie einen mittelmäßigen Mann Stunden weit fort tragen, doch mit öfterm Rasten und Abwechseln. Darzu brauchen sie nur einen breiten Riemen, diesen unterlegen sie dem, der sich tragen läßt, nehmen zugleich den Riemen um ihre Brust, oder über den Kopf, und mit einem langen Stock in der Hand tragen sie ihren Ritter so hurtig fort, als wenn sie ihn gestohlen hätten. Diese neue Reitmode auf Menschen dünkte mich Anfangs nicht gar unbequem zu seyn, aber kaum hatte sie eine Weile gedauret, empfand ich an den Schenkeln solche Schmerzen, als wären

wären mir beyde Füße abgehauen, ich mußte also noch zwey Tage mit Gehen und Ketten umwechseln, bis wir zu Arzidona als dem Ende unserer Bergreise angelangt. Dieses Arzidona ist das Gränz-Ort der zahmen Indianern, welche die Sprache Inga reden, und dem König von Spanien jährlichen Tribut bezahlen. Vor Zeiten war es eine merkwürdige Gränzstadt, wo sich ein Königl. Stadthalter befunden, aber durch gar zu strenge Verwaltung, und daraus entstandenen Flucht der Indianer ist selbige ziemlich zusammen geschmolzen, und bestehet jetzt nur aus verschiednen Häusern, oder vielmehr Hütten, sammt einer Kirche und Pfarrhof von purem Holz. Vier Stunden davon liegt das Dorf Napo an dem Fluß gleichen Namens, wohin wir uns auf Maulthieren begeben, um unsre Reise zu Wasser auf Canoas fortzusetzen. Diese Canoas sind eine ganz besondere Gattung von Barken, dergleichen man in Europa nicht findet, noch machen kann, denn sie werden von einem Stück und Stammen der Ederbäume, gleich einem grossen Bachtrog ausgehauen, vornen schmal, und hinten breit: eine der größten hält in der Länge 15. bis 16. Ellen, und 2. in der mittlern Breite, welche auch bis 3. Schuh tief. In der Mitte ist sie mit einem aus Platanos-Blättern geflochtenen Dach, Pamacare genannt, versehen die Reisende sowohl vor Regen, als Sonnenhitze zu schüt-

Arzidona  
das Gränz-  
ort der zah-  
men India-  
nern.

Canoa,  
ein Fahrzeug  
zu Wasser.

Pamacare  
ein Schiffs-  
gedecke.

**Tangana,**  
eine Schiff-  
Stange.

hen. Mit solcher den Fluß aufwärts zu fahren, werden aufs mindeste 14. Indianer nebst dem Steuermann erfordert, von denen sie zu beyden Seiten nächst am Gestad mit langen Stangen, Tanganas genannt, gleichsam hinauf geschoben wird, welches, wie leicht zu erachten, sehr langsam hergeht, besonders wenn das Wasser stark angeloffen. Den Fluß hinüber, oder auch desto hurtiger abwärts zu fahren, gebrauchen sie sich der Ruder.

**Santa Rosa,** das Ort, wo man Gold wäscht.

Den ersten Tag unserer Wasserfahrt sah es sehr gefährlich aus, denn der seichte Fluß da und dort zwischen Steinklippen mit aller Gewalt durchschießet, wo schon viele Canoas gescheitert haben, doch sind wir mit Beystand Gottes glücklich durchgekommen, und haben zur Abendszeit bey Santa Rosa angelandet. Dieser Ort ist der Aufenthalt jener zahmen Indianern, welche dem Goldwaschen obliegen, und im Fluß Napo, der allda die Steine zu verlieren, und nur Sand zu führen anfängt, das so sehr berühmte Polvo de oro, oder Gold-Sand zu sammeln pflegen, welcher von dem goldreichen Mine-Berg, aus dem der Fluß entspringt, mit dem Erd-Sand vermischt, hergeleitet wird. Nun von diesem das Gold zu reinigen, oder zu waschen, gehen die Indianer knietief ins Wasser mit einer von Holz gleich einem Chineser-Hut gemachten Schüs-  
sel,

**Die Weise**  
Gold zu  
waschen.

fel, mit dieser fassen sie den Sand aus dem Grund, und schwemmen selben mit Wasser nach und nach wieder hinaus, dabey dann die Goldkörnlein wegen ihrer Schwere in dem untern Grubel der Schlüssel liegen bleiben. Mit diesem Goldwaschen bringt bisweilen ein Emsiger in einem Tag zwey, drey, auch mehrere Tominen Gold zusammen, derer zween eine Ducate ausmachen, zu Zeiten finden sie auch noch wichtiger Goldstückchen. Doch sind sie bey dieser so einträglichen Arbeit nicht zu beneiden, als welche ihnen von einer ungeheuren Menge der Schnacken, die sich in selber Gegend wolkendick einfindet, nur gar zu stark versauert, und ihr Haut schäbig gemacht wird, Deswegen man sie nicht leicht überreden kann mehrer zu waschen, als was sie den jährlichen Tribut zu bezahlen, und ihre Hausbedürfnissen zu bestreiten, höchst nothwendig haben. Eben dieses mühsame Goldwaschen, und die unmäßige Geldsucht eines Spanniers hat Anlaß gegeben, daß die Hibaros eine der besten, und zahlreichsten Nation, sich der Spanischen Bothmäßigkeit zwar schon vor ältern Zeiten gänzlich entzogen haben. Es liegen diese Hibaros auf der andern Seite der quitenfischen Mission, die auch am Gebürg anstoßet, und von Arzidona bis 100. Meilen entfernt ist. In ihrer Hauptstadt Bogronio befand sich ein Spanischer Statthalter, der seine Augen von dem Gold-

Belchwer-  
niß der  
Goldwa-  
scher.

Wegen  
dem Gold-  
waschen  
entzogen  
sich die Hi-  
baros der  
Spanni-  
schen Both-  
mäßigkeit.

Bogronio  
Haupt-  
stadt der  
Hibaros.

Die Hiba-  
ros brin-  
gen den  
Statthal-  
ter, und die  
übrigen  
Spannier  
um's Leben.

pulver gar zu stark verblenden ließ, und die Indianer immerdar anstrenge, für seinen Beutel Gold zu waschen. Durch dieses wurden sie also in Harnisch gebracht, daß sie sich heimlich zusammen verschworen, ihm sammt allen Spanniern den Garaus zu machen, wie sie es auch im Werke gethan haben. Eines Tags in aller Früh überraschten sie den Statthalter in seinem eigenen Haus, warfen ihn zu Boden, und goßten ihm geschmolzenes Gold ins Maul hinein mit spöttischem Zurufen: Ist sättige dich einmal, du unbarmherziger Goldegel, zu gleicher Zeit sind von ihren Kameraden die übrige Spannier in der Stadt überfallen, und alle ums Leben gebracht worden. Alle Geistliche mußten das Land räumen, wie auch die Klosterfrauen, jene ausgenommen, die sich mit ihnen verheurathen wollten. Es sind diese Hibaros von schöner Leibesgestalt, wie auch treffliche Pfeil-Schützen, und die einzige, die in ihren Feldzügen großer von starkem Holz gemachten Schilde sich bedienen. Von selber Zeit an, da sie sich von den Spanniern losgemacht, haben sie alle Zugänge also verhauen und verschanzet, daß ihnen selbe, obwohl sie es öfters, und zwar mit großen Unkosten versuchet, nicht mehr haben Meister werden können.

P. Franzen  
machet  
Freund-  
schaft mit  
den Hiba-  
ros.

Als wir Jesuiten noch das letzte Jahr darinnen waren, hat P. Henricus Franzen, ein

ein Deutscher aus der Rheinischen Provinz, dessen Mission nächstens anlag, mit den Hiobaros, seinen Nachbarn die Sache so weit gebracht, daß einige ihn öfters heimgesucht, und zu sich geladen haben, mit der besten Hoffnung, sie wiederum auf den rechten Weg ihres Seelenheils führen zu können, besonders da sie die Kirche, und alles was zum Gottesdienst gehörig, noch allezeit unberührt gelassen, ja sogar gesorgt haben, daß die Lampe vor dem Hochaltar Tag und Nacht fortbrennete, aber dem spanischen Schicksal hat auch der gute 68. jährige P. Franzen weichen müssen.

Nachdem wir auf unsrer Canoa: Fahrt Capocny 4. Tage zugebracht, sind wir zu Capocny, <sup>erstes</sup> als dem ersten Pflanzort der Cabeliados an- <sup>Pflanzort</sup> gelangt; kaum waren wir in das Mission- <sup>der Wil-</sup> Haus eingegangen, hat sich alsobald eine ganze Schaar der wilden Indianer, die kurz zuvor aus dem Wald gekommen, zu uns hinein gedrungen: da weiß ich es nicht zu sagen, ob sie uns, oder wir sie mit größerer Erstaunung angesehen haben? Beym ersten Anblicke kam mir vor, als sahe ich vor meiner nur Halbmenschen, welche zwar die menschliche Gestalt, aber nichts Vernünftiges an sich hatten, und schier ganz unbedeckt da stunden. Das männliche Geschlecht hat- <sup>Aufzug der</sup> te nichts anders am Leib, als einen kurzen Cabeliados. <sup>Sack</sup>

Wie sie  
uns be-  
grüßten.

Sack gleich einem Panzer, der kaum die Lenden erreichte. Die Weibsbilder waren nur mit einem anderthalb Spannen breiten Schürzel aus Baumsfaden geflochten, umgürtet. Ihre Sprache schien mir als wie ein Geschwätz von Papageyen ohne eine Silben verstehen zu können: alles war hen, hin, ho, han, und dieß mehrentheils aus der Nase. Den Willkomm, den sie uns machten, und man verdolmetschte, bestund in dem, daß ihr Anführer jeden aus uns fragte: Kaya mue? Kommst du? Man giebt zur Antwort: Kaya ye, ich komme, dem zum Ja sagen haben sie in ihrer Sprache kein Wort, und winken insgemein nur mit den Augen, wenn sie etwas bejahen wollen. Wiederum fragte er: Magni oy kaya? Kommst uns gern zu haben? Dieses ist der allgemeine Gruß auch unter ihnen selbst, wenn sie einander heimsuchen, weiter erstreckt sich nicht ihre Beredsamkeit bey ihrer undeutlichen, und wortarmen Muttersprache, welche zu erlernen mir viele Zeit und Schweiß gekostet. Sie wohnen zwischen den Flüssen Napo und Putamayo, welche sich in den Maragnon ergießen, zu diesem hat man von Capocny aus bis 16. Tage Fluß- abwärts zu fahren, aus dem man schließen kann, wie groß ihr Erdbezirk seyn müsse, welchen zugleich viele andre Wässer, Bäche, Sümpfe und Weyer nur gar zu stark befeuchten, und selbst für Ausländer ungesund machen.

S. 6.

## I. 6.

# Von der Leibsgestalt der wilden Indianern.

Die Nation der Cabeliados, bey der ich mich bis zehn Jahre lang aufgehalten, ist meistentheils von mittelmäßiger Leibsgroße, braunnet, oder vielmehr von der Sonne verbrennt, denn von der Geburt aus sind ihre Kinder so weiß, als wären sie in Deutschland geboren. Man findet auch im Waldderer, wo sie beständig unter dem Schatten dicker Bäume wohnen, viele besonders junge Leute von so weißer, und zarter Leibsgestalt, daß man sie, wenn sie die gehörige Kleidung, und gleichen Aufzug hätten, auch den deutschen Grafen- und Fürstenkindern zur Seiten stellen könnte. An hübscher Gestalt übertreffen die Cabeliados alle andere wilde Nationen, die mir unter die Augen gekommen, und noch weit mehr die zahme Indianer in Quito, derer Gestalt viel häßliches, und gar nichts reizendes an sich hat: das Schönste, was schier alle Wilde haben, sind ihre kleine, lebhaft, und kohlschwarze Augen, mit denen sie auch den kleinsten Vogel auf den höchsten Bäumen erblicken, und die entfernteste Dinge unterscheiden können; als ich einmals auf dem Flusse spaziren fuhr, ersah ich von ferne etwas im Wasser, das mir wie ein Holzbloß vorkam,

Schöne Leibsgestalt der Cabeliados.  
  
Scharfsichtige Augen der Indianern.  
  
die

Wie sie  
uns be-  
grüßten.

Sack gleich einem Panzer, der kaum die Lenden erreichte. Die Weibsbilder waren nur mit einem anderthalb Spannen breiten Schürzel aus Baumfaden geflochten, umgürtet. Ihre Sprache schien mir als wie ein Geschwätz von Papageyen ohne eine Silben verstehen zu können: alles war hen, hin, ho, han, und dieß mehrentheils aus der Nase. Den Willkomm, den sie uns machten, und man verdolmetschte, bestund in dem, daß ihr Anführer jeden aus uns fragte: Kaya mue? Kommst du? Man giebt zur Antwort: Kaya ye, ich komme, denn zum Ja sagen haben sie in ihrer Sprache kein Wort, und winken insgemein nur mit den Augen, wenn sie etwas bejahen wollen. Wiederum fragte er: Magni oy kaya? Kommst uns gern zu haben? Dieses ist der allgemeine Gruß auch unter ihnen selbst, wenn sie einander heimsuchen, weiter erstreckt sich nicht ihre Beredsamkeit bey ihrer undeutlichen, und wortarmen Muttersprache, welche zu erlernen mir viele Zeit und Schweiß gekostet. Sie wohnen zwischen den Flüssen Napo und Putumayo, welche sich in den Maragnon ergießen, zu diesem hat man von Capocny aus bis 16. Tage Fluß abwärts zu fahren, aus dem man schließen kann, wie groß ihr Erdbezirk seyn müsse, welchen zugleich viele andre Wässer, Bäche, Stumpfe und Beyer nur gar zu stark befeuchten, und selbst für Ausländer ungesund machen.

S. 6.

## J. 6.

# Von der Leibsgestalt der wilden Indianern.

Die Nation der Cabeliados, bey der ich mich bis zehn Jahre lang aufgehalten, ist meistentheils von mittelmäßiger Leibsgroße, braunnet, oder vielmehr von der Sonne verbrennt, denn von der Geburt aus sind ihre Kinder so weiß, als wären sie in Deutschland gebohren. Man findet auch im Walde derer, wo sie beständig unter dem Schatten dicker Bäume wohnen, viele besonders junge Leute von so weißer, und zarter Leibsgestalt, daß man sie, wenn sie die gehörige Kleidung, und gleichen Aufzug hätten, auch den deutschen Grafen- und Fürstenkindern zur Seiten stellen könnte. An hübscher Gestalt übertreffen die Cabeliados alle andere wilde Nationen, die mir unter die Augen gekommen, und noch weit mehr die zahme Indianer in Quito, derer Gestalt viel häßliches, und gar nichts reizendes an sich hat: das Schönste, was schier alle Wilde haben, sind ihre kleine, lebhaft, und kohlschwarze Augen, mit denen sie auch den kleinsten Vogel auf den höchsten Bäumen erblicken, und die entfernteste Dinge unterscheiden können; als ich einmahl auf dem Flusse spaziren fuhr, ersah ich von ferne etwas im Wasser, das mir wie ein Holzblock vorkam,

die

Schöne Leibsgestalt der Cabeliados.  
Scharfsichtige Augen der Indianern.

die Indianer, welche mich führten, schmoz-  
ten darüber, und sagten es sey eine Canon,  
nennten zugleich die drey Personen, die dar-  
auf waren. Wie die Augen, also sind  
auch ihre Haar ohne Ausnahm kohl-schwarz,  
und weil sie niemals den Kopf weder bey  
Regen, noch Sonnenschein bedecken, so  
hart, als wie die Schweinborsten. Dies-  
ser wilde Haarforst liefert ihnen auch ein klei-  
nes Wildpret, welches sie für das niedlich-  
ste Schleckerbisl halten nämlich grosse, und  
schwarze Läuse, mit denen besonders das  
weibliche Geschlecht, so oft es Gelegenheit  
findet, eine Lustjagt anstellet: Wenn etwer  
ihres gleichens sie heimsucht, muß ers für  
das beste Freundstück halten, daß sie ihn  
beym Kopf nehmen, und die Läuse absuchen:  
alsbald sie eine erhaschen, schnapps fahren  
sie mit selber dem Maul zu, zerquetschens  
mit den foderen Zähnen, und schlückens mit  
Haut, und Haar hinunter. Als ich einst zu  
einem Indianer, der mir eine Laus anboth,  
sagte: yequé ay quaco ac: Psitt das ist  
etwas wisttes; gab er mir diesen Bescheid:  
Panchi Pori hvay senchi. Mein Vater,  
das Ding ist süß, doch konnte er mich nicht  
überreden, daß auch ich die Süßigkeit ver-  
kosten hätte. Das Läuseessen ist schier bey  
allen Americanern im Brauch, auch so gar  
in Städten und Dörfern, wo sie Nachmitt-  
tag an Sonn- und Feiertagen vor ihren  
Hausthüren sitzen, und sich mit Läuse-suchen  
Eun-

Die Kopf-  
läuse halten  
die India-  
ner für ein  
Schlecker-  
bisl.

Das Läuse-  
essen ist al-  
len India-  
nern ge-  
mein.

Stundenweis unterhalten. Aber genug von dieser appetitlichen Lausjagd, sonst könnte etwa ein aufgeklärter Projectant unsrer Zeiten auf den Einfall kommen das Läusesuchen auch in Deutschland sammt einer Laussteuer einzuführen, wie es vor Zeiten der heydnische König Triga gemacht, dem ein jeder Unterthan zu gewissen Zeiten ein Schachtel voll Läuse liefern mußte: Dieß mag der Ursprung gewesen seyn, daß nachmals die Indianer solche artige Thierchen für kostbar gehalten, und auch ihre Nachkömmling mit der saubern Läuse sucht angesteckt haben.

Laussteuer  
der alten  
Heiden.

So großen Ueberfluß die wilden Indianer, besonders die Cabeliados am Haar, eben so großen Abgang haben sie an dem Bart als der Hauptzierde des männlichen Geschlechts: denn es wächst ihnen kein Haar um das Maul, nur bey alten Greisen raget bisweilen ein und anders hervor wie bey alten Weibern; sie halten aber auch so gar die Augenbraum, und Augenzeck für schändlich, und rupfen selbe entweder ein jeder sich selbst, oder einer dem andern aus. Solches pflegen auch die Mütter ihren Kindern monatlich zu thun, wosfern sich diese widersetzen, oder auch in andern Sachen sich gar zu widerspänstig erzeigen, reiben ihnen ihre barbarische Mütter spannischen Pfeffer in die Augen, dabey die armen Kinder vor

Den In-  
dianern  
wächst  
kein Bart.

Pfeffer.  
Straf der  
Kinder.

vor Schmerzen zu rasen anfangen, doch bringt es ihren Augen keinen Nachtheil. Wenn ein großes Festin, oder Gallatag vorfallet, pflegen sie auch Arm, und Schinbein vom Haarwerk mit Auszupfen zu säubern, zu diesem Zupfen brauchen sie nichts anders, als zween ganz dünne Baumsfaden, mit denen sie jedes Härtschen so künstlich fassen, und ausziehen, daß mans mit der Scheer nicht hurtiger ausschneiden könnte. Das einzige, was mir bey diesem Haarzupfen nicht gar für unvernünftig vorkam, war, daß sie bey heftigen Kopfschmerzen sich das Haar ausreißen, und ganz glattköpfig machen lassen.

Haar aus-  
zupfen ein  
Mittel  
fürs Kopf-  
sch.

In der übrigen Leibstellung sind die wilden Indianer weit besser formirt, als Zahme, denn bey diesen findet man viele mit verschiedenen Leibsmängeln, und giebt es in dem Thal Scilio unweit Quito viele hundert mit Kröpfen, doch nicht mit so groß und ansehnlichen, wie im Tyrol. Bey den Wilden wird man nicht leicht jemand antreffen, der vom Mutterleib aus tadelhaft wäre. Denn die wilde Mütter haben diesen gesamen Brauch, daß sie ihr Kind, so bald es zur Welt gebohren, genau besichtigen, und wenn sie was tadelhaftes daran finden, selbes auf der Stelle lebendig eingraben. Eben dieß geschiehet auch, wenn eine auf einmal zwey gebähret, denn sie

Unter den  
Wilden  
giebts keine  
Mangel-  
hafte von  
Geburt  
aus, und  
warum?

Je schöner die Natur auch die wildeste Indianer gestaltet, desto schändlicher werden sie von ihrer selbst eigenen Dummheit verunstaltet, und häßlich gemacht, also zwar, daß derjenige, der sie das erstemal ansichtig wird, vermeynt, er sehe vor seiner eine Schaar abscheulicher Teufeln in menschlicher Gestalt, und dieß eben dazumal, da selbe in ihrer Gallatracht sich kräftigst einbilden, als wären sie die allerschönste auf dem ganzen Erdboden. Zu solcher wilden Schönheit den Grund zu legen, poliren die Weisbildner Anfangs ihr Angesicht, und machens mit gewissem Saft der einem Firniß gleicht, hellglänzend: Mischen alsdann rothe, schwarze, und gelbe Farben untereinander, und mahlen mit kleinen Pinseln auf der Stirne, und beiden Wangen allerhand Zierrathen, und Truttenfuß mit einer Menge Strichlein, und Düpfeln, aber alles mit gehöriger Maas, und Symmetri also, daß eine Seite der andern vollkommen gleich sieht: Diese Gleichheit zu treffen stellen sie ein Geschirr voll helles Wasser vor Augen, um sich beym Mahlen beständig zu besichtigen, deshalb schäzen sie einen Spiegel, wenn er auch noch so klein, und kaum einen Kreuzer werth ist, weit höher



Jagua ein  
Kraut zum  
Schwarzfär-  
ben.

her als eine spanische Doppel. Den Mund, und Lippen färben sie allzeit kohlischwarz mit dem Kraut Jagua, welches sie täglich kauen. Doch brauchen sie dieses Kraut, wie sie mir sagten, nicht so fast, den Mund zu schwärzen, als ihn von allem übeln Geruch zu bewahren. Und in der That, ich habe bey ihnen dergleichen niemals verspüret weder in, noch ausser dem Beichtstuhle: zu wünschen wärs, daß alle deutsche Brandwein- und Rauchtack-Mäuler solches Kraut in Mund nehmen, bevor sie in die Kirche, oder zum Beichten gehen.

Anstrich  
der Diabls-  
bilder.

Die Mannsbilder mahlen sich ganz anders, als die Weiber, ja thun gerade das Widerspiel, denn da diese sich bemühen ihr Angesicht künstlich zu verschönern, trachten selbe das ihrige gänzlich zu verwüsten: Es wird auch unter ihnen derjenige für den werthesten gehalten, der mit dem scheckigsten Gesichte erscheinet; Solches zu bekommen tunken sie nur ihre Finger in die Farben, und füllen ihr Angesicht mit rothen, schwarzen, und gelben Striemen an, oder machen den halben Kopf roth, und den halben schwarz. Mit diesem hat ihre schenckliche Schmier- und Sudlerey noch kein Ende: Es wurde auch der pure Anstrich des Gesichts mit der Blöße des übrigen Leibs nicht wohl stehen; diesen dann auch galant, und dem Kopfe ähnlich zu machen, überschmier-

ren



ren sie erstlich selbst mit einem pechigen Saft, mit dem man auch Papiet, oder was man will pappen kann: über diesen machen sie mit rother Farb rings um solche Zug, daß es scheint, als wären der Bauch, Arm, und Eckeneln mit rothen Bändern umwickelt. Damit sie auch mit diesen Bändern desto mehr Parade spielen können, thun sie selbe mit jarrester Baum-volle hübsch garniren. Nachdem sie endlich ihren Körper durch vieles Einstreichen zum Muster der Schönheit gemacht, wird selber mit den geziemenden Kleiden, und Ehrenzeichen angethan. Die Mannsbilder zieren ihre Stirne mit einem Kranz oder hohen Busch von grünen, blauen, weißen, und rothen Papagayfedern. Zum ritterlichen Ehrenzeichen umhängen sie den Hals mit einer Menge groß und kleiner Zähne von Thieren, als von Tiegern, Crocodilen, Wildschwein u. zum Zeichen, daß sie als tapfere Helden schon viele derselben zu Boden gelegt. Der weibliche Halsgeschmuck bestehet in einem dicken Busch von kleinen Schneckenhäuschchen, Meermuscheln, Mus- und Eichelschälen, und andern rauhschenden Tandelwerke.

Diese Bilder den beyden ley Geschlechtes schmücken den ganzen Leib mit rother Farbe.

Schmuck der Mannsbilder.

Schmuck der Weiblicher.

Das sonderheitlichste bey den Tabellados ist, daß sie auch ihre Nase zieren, und anstatt Ohrengehäng ein Nasengehäng tragen, welches die Schönheit ihres Angesichts desto reizender macht, je sichtbarer es ist. Dieser

ser außerordentlichen Zierde zu Lieb durchbohren, sie schon in ihrer Jugend die untere Carnosität zwischen den zwey Naselschern, und hängen an Gallatägen ein weißes Federlein daran ohne einzige Gefahr selbes hinweg zu schnaufen. Könnten die Franzosen wohl was artiges erfinden? Aber mit diesem ist das schöne Geschlecht noch nicht zufrieden, dieses durchbohret auch die unter Lippe des Munds, und stecket zur grösserer Galia ein länglichts weißes Steinlein hinein also, daß es halb heraus raget: Damit es aber das Löchel für alle Gallatäg offen halte, trägt es beständig ein Zäpflein, durch welches mit der Zeit das Löchel also erweitert wird, daß bey den alten Weibern ein kleiner Finger durch gehet. Nun bleibt ihnen noch zur Verschönerung übrig ihr bloßes Fußgefiell, damit aber dieses gleich den schändlichen Pfauensfüßen der Schönheit des obern Leibs keinen Nachtheil bringe, tragen sie kein Bedenken der Natur Gewalt anzuthun, und ihre Füße mit einer widernatürlichen Mode zu verstellen: Sie binden nämlich von Jugend auf jeden Fuß mit drey starken, und Finger breiten Bändern, eines mitten auf den Waden, das andere ober, und das dritte unter denselben, und lassens also gebunden Zeit ihres Lebens, dardurch dann geschieht, daß mit der Zeit das Fleisch über die Bänder hinaus wächst: aber je tiefer sich diese ins Fleisch versenken und die

Was

Schmuck  
der weiblichen Lippen.

Artiges  
Fußgefiell  
der Wilden.

Waden geschwulstiger machen, für desto zierlicher wird von den barbarischen Thoren ihre Fußstellung geachtet. Sie müssen aber auch diese Hoffartsnarren sich gefallen lassen, daß die so lange Zeit gefoltete Fuß zu legt gegen ihre Torquierer sich rächen, und selbe in alten Tagen zu tragen verweigern. Diese wilde Thorheit der Cabeliados hat mich anfangs also geärgert, daß ich die für die wildeste aus allen gehalten; als ich aber nachmals die Omaguas, welche nächst am Fluß Maragnon liegen, zu Augen bekommen, hab ich mit Erstaunung gesehen, daß ich mich in meinem Urtheil betrogen: denn so barbarisch die erste mit ihren Füßen umgehen, eben so grausam verfahren die letzte sogar mit dem Haupttheil des Leibs, nämlich mit dem Kopf, und dieß schon in ihrer Kindheit. Denn sie binden den kleinen Kindern, da sie noch saugen, ein Brettlein über die Stirn, und lassens mit selben aufwachsen: Mit der Zeit wird die Stirn so glatt, hoch, breit, und viereckigt, daß sie keiner menschlichen Stirn mehr gleich sieht. Nur Schad ist's, daß die Omaguas sich nicht hier in Deutschland befinden, es würden ohne Zweifel dem Frauenzimmer die jetzige hohe Modeschöpf unvergleich besser anstehen, als manchen kleinen Mäussetöpfen.

Die Omaguas verhalten ihren Kopf.

Monstrose Stirne der Omaguas

## I. 7.

# Von der Gemüthsart der wilden Indianern.

**A**us der barbarischen Art, mit der die Wilde zum Tode der Natur ihre Leiber verstaten, kann man leicht abnehmen, wie barbarisch ihre Gemüthsart, als lang sie im Heidenthum verharren, seyn müsse, welche ihren Vernunft also verfinstert, daß sie viel mehr Vieh, als Menschen zu seyn scheinen, und hat ihnen ein wohlthätiger Missionarius gar nicht unrecht gethan, da er sie als so beschrieben; Ein wilder Indianer, sagte er, ist ein Abenteuerer, dessen Kopf voll der Unwissenheit, das Herz voll des Undankes, das Gemüth voll der Unbeständigkeit, dessen Hände, und Schultern der Trägheit, der Bauch der Fülle, und die Füße der Furcht unterworfen. Aus diesem läßt sich schließen, was bitteren Schweiß und Arbeit den Missionarien es kosten müsse aus diesen so unartigen Stöck- und Blöcken erstlich vernünftige Menschen, alsdann auch gute Christen nach, und nach zuschneiden. Es dauert diese Arbeit nicht nur ein, und andern Tag, oder Monat, sondern auch mehrere Jahre, und ist dazu nothwendig eine eben so grosse Geduld, als Bescheidenheit, wenn einer nicht auf einmal verderben will, was er durch lange Zeit gut gemacht. Es darf

*Beschreibung eines wilden Indianers.*

der Missionarius einem wilden Indianer nur mit schielen Augen ansehen, so kann er sich schon die Rechnung machen, daß selber sammt seiner Familie den Reißaus nehmen, und sich in Wald hinein flüchtig machen werde. Er muß auch in Reden sehr behutsam seyn, besonders wenn er der Sprach nicht recht kundig, sonst werden sie ihm die Wort im Maul umkehren, und Gelegenheit nehmen wider ihn ein gefährliche Meuterey anzuzetteln. Vor allen hat er sich in Obacht zu nehmen vor den gottlosen Teufelsbannern, derer viele unter den Wilden sich aufhalten, und von den Cabeliados, Quaneque, von andern Piazes, von Spanniera Bruchos, und auf Deutsch Sechsenmeister, genennt werden. Diese haben unläugbar mit dem bösen Feind, den sie ihren guten Freund nennen, eine Bekanntschaft, und heimlichen Umgang, der auch mit ihnen insgemein durch einen Papagan zu reden, und ihnen allerhand Ränke, und Schwänke, wider die Missionarien, und ihre Lehre vorzumachen pfleget: gegen diese Quaneque tragen die übrige grossen Respect, denn sie halten selbe zugleich für ihre Leibärzte, derer ganze Kunst, oder vielmehr Dummheit in dem bestehet, daß sie den Kranken stäts anblasen, und so er Hizen leidet, ihn mit kaltem Wasser übergiessen, oder stark an dem Ort saugen, wo er den Schmerzen empfindet: Wenn mit allen dem der Kranke stirbt,

Bosheit  
der Teu-  
felsbanner.

Leibärzte,  
und ihre  
Methode.

## S. 7.

# Von der Gemüthsart der wilden Indianern.

**Beschreibung eines wilden Indianers.** Aus der barbarischen Art, mit der die Wilde zum Fort der Natur ihre Leiber verhält, kann man leicht abnehmen, wie barbarisch ihre Gemüthsart, als lang sie im Heidenthum verharren, seyn müsse, welche ihren Vernunft also verfinstert, daß sie viel mehr Vieh, als Menschen zu seyn scheinen, und hat ihnen ein wohl erfahrener Missionarius gar nicht unrecht gethan, da er sie also beschrieben: Ein wilder Indianer, sagte er, ist ein Abenteuerer, dessen Kopf voll der Unwissenheit, das Herz voll des Undankes, das Gemüth voll der Unbeständigkeit, dessen Hand, und Schultern der Trägheit, der Bauch der Fülle, und die Füße der Furcht unterworfen. Aus diesem läßt sich schließen, was bitteren Schweiß und Arbeit den Missionarien es kosten müsse aus diesen so unartigen Stöck- und Blöcken erstlich vernünftige Menschen, alsdann auch gute Christen nach, und nach zuschneiden. Es dauert diese Arbeit nicht nur ein, und andern Tag, oder Monat, sondern auch mehrere Jahre, und ist dazu nothwendig eine eben so grosse Geduld, als Bescheidenheit, wenn einer nicht auf einmal verderben will, was er durch lange Zeit gut gemacht. Es darf

der Missionarius einem wilden Indianer nur mit schielen Augen ansehen, so kann er sich schon die Rechnung machen, daß selber sammt seiner Familie den Reißaus nehmen, und sich in Wald hinein flüchtig machen werde: Er muß auch in Reden sehr behutsam seyn, besonders wenn er der Sprach nicht recht kundig, sonst werden sie ihm die Wort im Maul umkehren, und Gelegenheit nehmen wider ihn ein gefährliche Meuterey anzuknüpfen. Vor allen hat er sich in Obacht zu nehmen vor den gottlosen Teufelsbannern, derer viele unter den Wilden sich aufhalten, und von den Cabeliados, Quaneque, von andern Piazes, von Spanniern Bruchos, und auf Deutsch Sechsenmeister, genennt werden. Diese haben unläugbar mit dem bösen Feind, den sie ihren guten Freund nennen, eine Bekanntschaft, und heimlichen Umgang, der auch mit ihnen insgemein durch einen Papagan zu reden, und ihnen allerhand Ränke, und Schwank, wider die Missionarien, und ihre Lehre vorzumachen pfleget: gegen diese Quaneque tragen die übrige grossen Respect, denn sie halten selbe zugleich für ihre Leibärzte, derer ganze Kunst, oder vielmehr Dummheit in dem besteht, daß sie den Kranken stäts anblasen, und so er Hizen leidet, ihn mit kaltem Wasser übergießen, oder stark an dem Ort saugen, wo er den Schmerzen empfindet: Wenn mit allen dem der Kranke stirbt,

Bosheit  
der Teufelsbanner.

Leibärzte,  
und ihre  
Methode.

Die Quaneque stiftet alles Unheils. entschuldigen sie sich mit sagen: man habe sie zu spät berufen. Weit besser verstehen sie sich auf Uebel zu stiften, als diese zu vertreiben, und sind gemeiniglich die einzige Urheber alles Unheils, dessentwegen die Cabeliados sie nicht umsonst Quaneque, das ist Uebelthäter nennen, durch deren Anstiftung als der Teufelsfreunden oftmals geschehen, daß entweders eine ganze Gemeinde davon geflohen, oder der Missionarius sammt den Seinigen das Leben hat eingeblühet.

Kürze halber will ich nur melden, was sich dießfalls in den lezttern Zeiten bey den Cabeliados für Unglücke ereignet haben. Es waren dazumal in dem Bezirk des Flusses Napo vier Pueblos, wie sie die Spanier nennen, oder Gemeinde der Cabeliados, als die Gemeinde der heiligsten Dreysaltigkeit, des heiligsten Namen Jesus, des heiligen Michael, und der seligsten Jungfrau Maria. In diesem lezttern befand sich etwelche Jahre vor meiner Ankunft der Vater

H. Greb. Guilielmus Grebmier zu Störzing in Tyrol gebürtig, der nachmals Vice-Provincial in Quito geworden, und im 82sten Jahr seines Alters, ein Jahr vor unserm Abzug gestorben ist. Dieser hatte das Pflanzort St. Maria mit unbeschreiblicher Mühe und Arbeit von neuem aufgerichtet, und die neuerbaute Kirche mit allem nothwendigen Geräthe, wie auch mit einem geschnitzten Bilde

Bildniß der seligsten Mutter Gottes versehen. Es erzeigten sich auch die Neubekehrte ganz ruhig, und wohl zufrieden, also, daß er sich entschlossen, ganz allein, ohne einen Gespan, bey ihnen zu verbleiben: da er sich aber am mindesten versah, stund in einer Nacht alle Indianer sammt Weib und Kindern davon geflohen, ein einziger Knabe von 9. Jahren ausgenommen, welcher bey ihm im Haus geblieben. Er war dazumal gar schlecht mit Lebensmitteln versehen, und wurde noch dazu vom Fieber überfallen, welches ihn nach und nach also entkräftet, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte, und sich gezwungen sah, auf allen Vieren um das Ort herum zu kriechen, damit er einen Platanos, oder andere Frucht zum essen bekäme, mittlerweile der Knab mit der Angel, ein Fischlein zu fangen, ausgegangen. In solchem armseligen Stand hat er über ein halbes Jahr verharren müssen, bis endlich ein anderer Missionarius ganz unverhofft zu ihm gekommen, welcher ihn also abgezehrt, mit Haar und Bart so überwachsen, angetroffen, daß er selben nicht mehr erkannte. Was eigentlich die Ursache einer so schnellen, und heimlichen Flucht der Indianern gewesen, hat man nicht erfahren, wohl aber mit bestem Grund muthmassen können, es werde keine andere gewesen seyn, als daß die boschafte Quaneque, die solches schon öfters anderswo gethan,

P. Real  
wird von  
einem  
Menchel-  
mörder  
umge-  
bracht.

den Uebrigen weißgemacht haben, als hätte sie der P. Grebner den Portugesen einhändigen wollen, welche zur selbigen Zeit durch den Maragnon und andere Flüsse ihre Streifereyen vorgenommenen, um Leibeigne zu erwischen. Vermuthlich aus eben dieser Ursache ist auch zu St. Michael wenige Jahre hernach der P. Real, ein Genueser, sogar menschenmörderischer Weise umgebracht worden, da er nach dem Mittagessen in seiner Hamaca ausruhete: Es muß ihm auch dieser Todesfall vorgegangen seyn, weil er sich wenige Tage zuvor zu dem nächsten Missionario begeben, mit Begehren, seine Beicht anzuhören, um sich zum Tode vorbereiten zu können, denn es käme ihm vor, als würde er bald sterben müssen. Vergleichen Boswichte, welche die Missionarien nicht aus Haß des heiligen Glaubens, sondern nur aus barbarischen Uebermuth, oder auch aus Rachbegierde, daß man sie von Lasterthaten abgehalten, ums Leben brächte, Einhalt zu thun, haben die Obere der Missionarien bey den Cabeliados ein und andere Blancos, oder Spanische Wächter beygesellet. Aber auch diese Fürsorge war Anfangs umsonst, denn es haben die erste Blancos, unter denen ein Catalonier als Tenient, oder Befehlshaber gewesen, selbst Anlaß gegeben, daß die Indianer, mit welchen selbe gar zu grob und unartig umgingen, sich heimlich zusammen verschworen, ihren damaligen Missionarium,

nimm, den P. Emanuel Uriarte, einen Span-  
 nter, sammt seinen Blancos heimtückischer  
 Weise aus dem Weg zu räumen, wie sie es  
 auch ins Werk gesetzt. Eines Tags zur P. Uriarte  
 Abendzeit, da der P. Emanuel nebst dem wird tödt-  
 Zenienten beim Nachtessen saß, kamen sechs lich ver-  
 der verwegenssten Halswäge zu ihnen ins munder,  
 Haus, und begehrten, (wie es in der Mission und weern  
 gebräuchlich ist,) mit ganz sttsamen und tobt ge-  
 freundlichen Gebärden um Erlaubniß, den schlagen.  
 nächsten Tag in den Wald zu gehen, damit  
 sie sowohl das Missionari-Haus, als das  
 übrige mit frischen Wildfleisch versehen könn-  
 ten; kaum hatte der Vater sie angehört,  
 und seine Augen wiederum zum Tisch ge-  
 wendet, zog der Indianer, der ihm zur Sei-  
 ten stand, die verborgene Hacke vom Ru-  
 cken hervor, und hieb den Vater mit solcher  
 über den Kopf, daß er diesen unfehlbar  
 würdeerspaltet haben, wenn sich nicht die  
 Hacke mit dem Stricke, der über dem Kopf  
 überzweg hieng, verwickelt hätte, doch hat  
 er dem Vater eine solche Wunde versetzt,  
 daß er halbtodt hinsank, und den Tisch mit  
 Blut anfüllte. Er schrieb nachmals sein  
 Leben nach Gott der seligsten Jungfrau  
 zu, dessen Schutz er sich täglich anbefohlen  
 hat. Der Zenient, welcher zuvor sich ge-  
 pralet, als würde er alle Wilde mit Haut  
 und Haar fressen, roosern sie sich im munde-  
 sten rühren würden, hat sich vom gähnen  
 Schrecken also einnehmen lassen, daß er  
 anstatt

zaghaftig-  
 seit des  
 Zenienten.



**Tapferkeit  
einer Moh-  
rin.**

**Flucht der  
Indianer.**

**Copauva  
kostbarer  
Wunden-  
Balsam.**

anstatt mit dem Säbel, den er bey Händen hatte, sich zu wehren, augenblicklich unter den Tisch geschlossen, und da ihm ein Indianer mit der Makana, oder hölzernen Schwert nur auf den Arm getroffen, hat er sich doch gestellt, als wäre er wirklich todt. Die andere drey Indianern haben abgeredtermassen die zween Blancos, welche in der Nebenkammer das Nachtmal einnahmen, zu gleicher Zeit überrumpelt, und sie auf der Stelle umgebracht. Zum tapfersten hat sich in der Küche die schwarze Köchin gehalten, welche den Indianer, der auf sie losgieng, mit einem brennenden Scheit glücklich in die Flucht gejagt. Nach vollendter barbarischen Heldenthats giengen die Mordelüste ohne Verweilung aus dem Haus unter allgemeinen Jauchzen und Frohlocken der Ihrigen. Gleich darauf haben sie sich alle zusammen mit Weib und Kindern in ihren Canoas auf die andere Seite des Flusses begeben, und sich noch selbe Nacht in Wald hinein flüchtig gemacht. Da wagte sich endlich der wackere Tenient unter dem Tisch hervorzukriechen, um sowohl seinen blutigen Arm, als dem Kopf des P. Emmanuels, der sich auch in etwas vom Schrecken erholte, zu Hülfe zu kommen. Ihr Glück war, daß sie den kostbaren Balsam Copauva bey Händen hatten, dessen Kraft eine jede Wunde, wenn sie nicht ganz tödtlich ist, innerhalb 24. Stunden vollkommen zu heilen pflegt, wie

wie es auch beyde erfahren haben, doch trug der Tenient noch lange Zeit seinen curirten Arm in der Schlinge, glaublich der Welt zu zeigen, wie nahe er dem Feind unter die Augen getreten. Da sich nun kein einzige Indianische Seele mehr sehen ließ, fieng die tapfere Köchin sich zu beklagen an, daß sie schier nichts mehr zu kochen hätte: und es würde ihnen auch sehr hart ergangen seyn, wenn nicht nach wenig Tagen der P. Bosca, der noch von der Sache nichts wußte, von Capocny zu ihnen gekommen wäre, und sie durch seine Indianer mit Lebensmitteln versehen hätte. Nachdem sie ein und andern Tag mit Berathschlagen zugebracht, was nun zu thun wäre, haben sie beschloffen auf eine Zeit das Pflanzort vom heiligsten Namen Jesus, wo sich dieses ereignet hat, zu verlassen, und diesen Zufall von Capocny aus nach Quito zu berichten.

Das folgende Jahr ist P. Joh. Archs, ein Spannier, von den Obern beordert worden, den P. Uriarte abzulösen, und das Pueblo del Nombre Jesus nach Möglichkeit wiederum herzustellen. Als neuer Tenient wurde ihm auch Don Augustin Pazminio beigesellet, ein wohlterfahrender Mann in selben Einsden, welcher den ganzen Maragnon durchgereiset, und vieler Indianischen Sprachen kundig war, dieser machte also gleich Anstalt zu einer Entrada, und zog mit

Pater Joh. Archs wird von Quito geschickt den Pater Uriarte abzulösen. Der neue Tenient Pazminio macht eine Entrada, oder Einfall in Wald hin ein.

drey

drey andern Blancos, und den Indianern von Capocny, welche den Schlupfwinkel der Flüchtigen verrathen, zu ihnen in Wald hinein. Nachdem sie fünf Tage auf dem Marsch zugebracht, und zur Abendzeit in die Nähe der Flüchtigen gekommen, befahl Pazminio, daß alle, die unter seinem Commando stunden, ohne mindestes Geräusch sich ruhig halten sollten. Bey anbrechendem Tag überraschten sie das Haus, in welchem der Curaca Maqueye, das Oberhaupt, und Rädeßführer der Rebellen mit Weib und Kindern sammt andern sich befand, und eben derjenige war, der dem V. Emanuel mit der Hacke den Hieb versetzt hat. Diesen dann vor allen handvest zu machen, fiel der Pazminio, während die Capocunen das Haus umrangen, mit seinen drey Blancos plötzlich in selbes hinein, und ergriff den Maqueye eben da selber durch das nächste Loch hinausschleusen wollte: Er ließ ihn alsogleich an Händen und Füßen binden, hielt ihm in Gegenwart seiner Anhänger die verübte Missethat mit Nachdruck vor, und sagte zuletzt: Es werde sonst niemand andern was Leids widerfahren, wofern sie gutwillig zu ihrem vorigen Pflanzort zurückkehren würden: im Weigerungsfall sollten sie auch seinen gerechten Zorn zu empfinden haben, ließ zugleich eine Flinte in die Luft losbrennen, über welches die Wilden also erschrocken, daß sie am ganzen Leib zitterten,

Der Curaca Maqueye wird gefangen.

terten, und sich nicht einmal zu rühren ge-  
trauten. Solcher Flintenschuß ist auch das Die India-  
beste Mittel bey gählingen Aufschrey der Wil-  
den, durch dessen Knall sie so schnell abge-  
trieben werden, als wie die Spazier. ner schenen  
den Flin-  
tenschuß.

Nachdem Pazminio mit dem gefangenen  
Maqueye, und den übrigen Flüchtlingen  
glücklich aus dem Wald herausgekommen,  
wollte er mit demselben eine exemplarische  
Strafe vornehmen, wie er dießfalls von der  
weltlichen Regierung zu Quito Ordre bekom-  
men; aber der P. Archs hat es abgebehten P. Archs  
mit Vorgeben, es könnte solches für sich, bittet dem  
und seinen Nachfolgern sehr üble Folgen Maqueye  
nach sich ziehen, indem die Blancos nicht die Straf-  
für beständig bey den Missionarien verblei-  
ben, und die Wilde mit der Zeit sich an  
selben rächen könnten. Man ließ sich also  
mit dem begnügen, daß der Maqueye, der  
schon im Wald mit Streichen gezüchtigt  
worden, kniefällig um Verzeihung geberhet  
mit ernstlichem Versprechen dergleichen Miß-  
ferhat ins künftige nicht mehr zu begehen,  
noch den Seinigen zu gestatten. Er hat  
auch sein Versprechen treulich gehalten, denn  
als er nach vollkommenem Unterricht in der Bekehrung  
heiligen Taufe, und den Namen Bonifacius des Ma-  
einpfangen, hat er sich möglichst beflissen des queye.  
seinen Bedeutsamkeit genau zu erfüllen, und ist aus  
dem größten Uebelthäter der beste Wohlthä-  
ter der Missionarien geworden, wie ich es  
selbst,

Wie Gott  
den Ma-  
quee noch  
hier zeitlich  
im Tod ge-  
straft.

selbst, da ich als Gespann des P. Arches  
dahin gekommen, erfahren hab. Er war  
allezeit der erste in der Kirche, er sah immer  
dar nach, ob uns nichts abgieng, und war  
zu allem bereit, was wir von ihm verlang-  
ten. Doch schien es, als hätte ihn Gott  
seiner vorgehabten Mordthat halben andert  
zur Warnung noch hier zeitlich strafen wol-  
len: denn als er nach fünf Jahren eines  
Tages mit seinem kleinen Sohn über den  
Fluß gefahren, und jenseits ans Land ge-  
hien, war, hat ein gählinger Wind das  
Schifflein vom Gestad losgemacht: Boni-  
facius sprang eilends ins Wasser selbst nach-  
zuschwimmen, aber auf einmal gieng er un-  
ter, und hat man von ihm nichts mehr ge-  
sehen bis den andern Tag, da man seinen  
Leichnam etwa 300. Schritt weit bey ei-  
nem Gestrauß gefunden. Der ganze Leib  
war unbeschädiget nur der rechte Arm, mit  
dem er vormals dem P. Uriarte die Hacke  
zum Kopf gehauen, war ihm vermuthlich  
von einem Cocodil wurz abgebiten.

Die India-  
ner wohnen  
im Walde  
nicht bey.

Aus diesem, was ich bishero gemeldet  
kann man zu Genügen erschen, von was  
für wilder, und unbeständiger Gemüthsart  
die Cabeliados, und andere ihres Gleichens,  
als lang sie Heyden verbleiben, seyn müssen,  
welche auch in dem Wald nicht für bestän-  
dig im alten Ort verharren, sondern bald  
da, bald dort hinfiehen. Sie bauen auch  
in

in dem Wald ihre Häuser niemals besa-  
 men; sondern ziemlich zerstreut also, daß  
 man oftmals von einem Hause zum andern  
 einen halben Tag, und auch noch weiters  
 zu gehen hat. Wenn jemand in einem Hau-  
 se stirbt, scharren sie ihn kaum als er ver-  
 schieden, in der Mitte desselben ein, jän-  
 den es an, und ziehen anderswo hin. Eben  
 dies thun sie auch, wenn nach drey, oder  
 vier Jahren die Felder brachen. Dieses  
 schon angewöhnte Herumfahren war auch die  
 Hauptursach, daß man in einem Pflanzort  
 bey dem Fluß Napo niemals mehrer, als  
 etwa 300. oder höchst 400. Seelen hat-  
 zusammen gebracht, und bestand der jährli-  
 che Frucht eines Seelsorgers meistens  
 im Tausen der kleinen Kindern: Es kamen  
 zwar vielmals sehr alte, und ausgemergel-  
 te Leute mit andern aus dem Wald, welche  
 noch in ihren letzten Tagen die heilige Taufe  
 empfingen, aus dem man klar erkennen kann,  
 daß Gott auch unter diesen sonst äußerst  
 verlassnen Menschen die Seinige zu suchen  
 wisse, und allen genugsamte Hilfe, und Ge-  
 legenheit gebe selig zu werden, wenn sie nur  
 wollen seinem innerlichen Antrieb, und Er-  
 leuchtungen Folge leisten, Kraft deren auch  
 diese Wilde in ihrer Sterbstund die Augen  
 gegen dem Himmel zu wenden, und zum  
 Herrscher desselben zu seuffzen pflügen; ob-  
 wohl sie sonst kaum ein Zeichen geben, als  
 hätten sie eine Erkenntniß von Gott, den

E

sie

sie auch in ihrer Sprach nicht zu nennen wissen, und muß man bey ihnen von Gott zu reden, das spannische Wort Dios gebrauchten.

Pfanzörter  
beym  
Fluß Ma-  
ragnon.

Weit besser war beschaffen unsre quiten-  
sische Mission bey dem Fluß Maragnon,  
wo über zwanzig christliche Pfanzörter von  
eben so vielen Nationen sich befanden, deren  
jede ihre besondere Sprach führte, als der  
Omaguas, Jurimaguas, Uravinas, Aza-  
gues, Heberos, Schayabites, Munisches,  
Paranapuras, Pinsches, Jameos, Pebas,  
und andre, deren Namen mir nicht mehr  
beefallen. Einige von diesen waren drey,  
bis vier tausend Seelen stark: die meiste  
wo nicht alle beyderley Geschlechts ehrbar  
bekleidet, und alle barbarische Misbräuche  
abgeschafft, alle diese stunden unter der Ob-  
sorg 20. Missionarien aus unsrer Gesellschaft,  
derer schier den halben Theil wir Deutsche  
ausmachten.

## J. 8.

### Von der Lebensart der Indianer im Heidenthum.

Man findet bey den wilden Indianern,  
welche in Wäldern, und Wüsteneyen  
leben, kein einzige Gattung einer Regle-  
rungsform, oder eines ordentlichen Ober-  
hauptes,

haupts, wie es die Zahme haben, und ihre Die Witbe  
 Vorsteher Cassiques, oder Curacas nennen. haben kein  
 Die Witbe pflegen nur ihre Anführer förmliches  
 zu erwählen, wenn sie gegen einander in Ober-  
 Harnisch kommen, oder wider fremde Feind haupt.  
 sich zur Gegenwehr rüsten, welchen sie als-  
 dann nachlaufen als wie ein Heerd Schaf  
 ohne einzige Ordnung, und ohne weitem  
 Gehorsam, als es ihnen beliebig. Sie wiss-  
 sen auch nicht die mindeste gründliche Rund-  
 schaft zu geben von ihren Vorfahren, denn  
 was sie von selbst vorgeben, sind lächer-  
 lich, und unvernünftige Märchen. Viel und leben  
 weniger wissen sie etwas von einem göttlichen, ohne Ge-  
 oder menschlichen Gesetz, und lassen sich vom Feind.  
 Feind des menschlichen Geschlechts durch seine  
 Unterhändler Quaneque, von denen oben  
 gemeldet worden, schändlich bethören, zu  
 welchen sie auch in zeitlichen Anliegenheiten  
 ihre Zuflucht zu nehmen, und von ihm in  
 verborgenen Schlupfwinkeln Hilfe zu begehr-  
 ren pflegen, als in welchen sie ihre Götzen-  
 bilder aufbehalten um selbe vor den Augen  
 der Missionarien zu vertuschen. Zwoy ders-  
 selben von häßlicher Gestalt aus Laim gemacht  
 sind mir zu Händen gekommen, welche am  
 Gestade des Flusses unter dem Sand geles-  
 gen, und vermuthlich vor Zeiten von einem Götzen-  
 Missionario, oder von Neubekehrten bey ho-  
 hem Wasser sind hinein geworfen worden. bilde aus  
 Laim.  
 Uebrigens ist der Wilden einziges Denken auf  
 essen, trinken, schlafen, und sich von schäd-  
 lichen

lichen Dingen zu hüten. Sie verabscheuen die Schelmen, und Diebe, obwohl sie selbst eine große Neigung zum Zwacken haben aber nur in geringen Sachen, wenn sie einer wichtigern bedürfen, und zu leihen nichts bekommen, so nehmen sie selbe in Geheim, aber gebens nach dem Gebrauch wieder zurück. Man sollte schier glauben, es habe sich diesfalls wenigstens die alte deutsche Redlichkeit zu ihnen hinein begeben, da man sie im Deutschlande, wo sie doch vor Zeiten so berühmte gewesen, schier nirgends mehr antreffen kann.

**Die meiste Indianer begnügen sich mit einem Weib allein.** Die Poligamia oder Vielweiberey ist bey den wilden Indianern bey weitem nicht so stark im Schwunge, wie bey den Türken, und andern unglaublichen Völkern; die meiste derselben begnügen sich mit einem Weib allein, und wenn sie von einer feindlichen Nation einige gefangen bekommen, bedienen sie sich derselben als Beyschläferinnen. Bey ihren Vermählungen gebrauchen sie nach Unterschied der Nationen auch verschiedene Ceremonien. Kürze halber will ich nur die wunderksamste anführen, welche die Nation der Mapuyes beobachtet. Wenn sich eine ihrer Töchter verheirathen will, muß sie sich gefallen lassen eine vierzigstägige strenge Fasten, und zwar eingesperter zu halten; Täglich bekommt sie nichts anders zu essen als drey Datteln, und drey Unzen von Cazebe.

**Wunderliche Vermählungsart der Mapuyes.**

zabe, oder Lucas-Brod sammt einem Krug voll Wassers. Durch dieses Fasten wird ihr Leib also ausgemargelt, daß er am Hochzeit-Tag vielmehr zum Sterben, als zum Heyrathen tauglich wäre. Als einst ein Missionarius ihren Cassique, oder Vorsteher fragte, was denn die Ursach eines strengen Fastens seyn sollte? gab er ihm zur Antwort: Es hätten ihre Vorfahrer beobachtet, daß alles dasjenige, was ein Weibsbild zu gewisser Zeit mit Füßen trat, sein sauber alles verdorrete, und daß dem Mannsbild, welcher unversehens in ihre Fußstapfen eintritt, allso gleich die Füße aufschwellten: Nachdem sie diesem Uebel abzuhelpfen lang nach gedenkt, haben sie endlich das strenge Fasten für das beste Mittel gehalten den weiblichen Körper von solchem Gift zu reinigen, damit er dem Männlichen hinfüran nicht mehr so schädlich seyn könnte. Also bethöret der böse Feind diese armselige Mayunsche Dummköpfe, und machet sie einem irdischen Bräutigam zu gefallen bis zum Sterben Fasten. Was Schand ist es nicht für jene catholische Christen, welche sich weigern dem himmlischen Seelengespons zu Lieb die so mild gebothene vierzig-tägige heilige Fasten zu halten um nicht den sterblichen Leib von einem eingebluteten, sondern die unsterbliche Seele vom wahren Sünden-Gift zu reinigen? Nachdem die Mayunsche Erbsin ihr vierzig-tägiges Fasten, bey dem sie die ganze Zeit kaum so viel ge-

Ursach des  
strengen  
Fastens der  
Braut.



**Hochzeit:**  
**Festlin der**  
**Mapures.**

essen, als manche wohlhabige Christen zur heiligen Fastenzeit in einem Tag verzehren, glücklich überstanden hat, wird sie ihres Alters losgemacht, und von alten Weibern aufs schönste angestrichen, und aufgepuzt, unter dessen auch alle Manns- und Weibspersonen zur Galla sich ausrüsten. Am Hochzeitstag in aller Früh kommen aus dem Wald Musikanten, und Tänzer heraus, diese springen, hüpfen, und pfeifen so lange um das Haus der Hochzeit-Leute herum, bis ihnen ein altes Weib eine Schlüssel voll Speis hinaus trägt: Mit dieser laufen sie eines laufs dem Walde zu, wo derjenige, der sie trägt, selbe hinweg wirft, und aus vollem Rachen schreyt: Nimm's hin Höllehund, friß deinen Theil, und komme nicht unser Fest zu stören, dies ausgeredt laufen sie stracks wieder zurück. So bald sie ankommen, erscheinen alle übrige Mannspersonen in schönster wilden Galla den Bräutigam abzuholen, und ihn unter Jauchzen und Tanzen gleichsam im Triumph herum zu führen. Den Vortrapp machen die Musikanten, welchen die Tänzer junge, und alte nachhupfen, unter denen sich auch der Hochzeiter lustig herum tummelt, weil die Fasten seiner Braut nicht hat abgemattet. Diese gehet mit lustig, und kraftlosen, und langsamen Schritten hinten nach von zwey steinalten Weibern als lebensdigen Figuren der Traurigkeit begleitet, welche ihr wechselseis fort, und fort in tiefem

**Der Bräu-**  
**tigam**  
**macht sich**  
**lustig, und**  
**kraftlosen,**  
**und langsamen**  
**Schritten hinten**  
**nach von zwey**  
**steinalten Weibern**  
**als lebens-**  
**digen Figuren der**  
**Traurigkeit**  
**begleitet, wel-**  
**che ihr wechse-**  
**lseis fort, und**  
**fort in tiefe-**  
**m**

dem Ton eines Vorlammern: o meine Tochter (heulte die einte der Braut zu Ohren) o meine Tochter! wenn du wüßtest, wie tyrannisch die Männer mit ihren Weibern umgehen, würdest du dir eher den Tod, als einen Mann erwählen! o meine Tochter! seufzet die andre mit tröpfelnder Nase, o wenn dir bekannt wäre, was die leidige Geburtsschmerzen sagen wollen, würdest du das Heyrathen wohl bleiben lassen &c. Dergleichen Heulgeplerr muß die arme Braut mit Geduld, und Stillschweigen übertragen als lang der Umzug dauret, nach welchem sich alle miteinander in das Haus des Bräutigams verfügen ihre abgemattete Glieder mit dem Hochzeitmahl zu erquickten, bey welchem die Weiber auftragen, und sich mit den Ueberbleibseln befriedigen müssen.

Wahrscheinliche Erinnerung für Weibsbild der die blind hin beirathen.

Die Untreue ihrer Weiber empfinden die wilde Indianer weit heftiger als die Zahme, und darf das Weib dem Mann im Wald schier niemals aus den Augen gehen: wenn sie über Land reisen, geht sie voraus, und er mit einer Lanze hinter ihr, um sich so wohl des Weibs, als das Weib von geilen Böcken zu versichern. Wenn uneracht aller Behutsamkeit das Weib mishandelt wird, kostet es gemeiniglich, den Beleidiger das Leben: doch giebt es auch einige, welche sich mit dem begnügen, daß sie sich gegen dem Beleidiger nur beklagen, und alsdann so



oft dessen Weib sich bedienen, als oft der andre das ihrige misbraucher hat. Eine, und andre Nation, wie ich gehöret, hat auch den abscheulichsten Misbrauch, daß sie ihre Weiber auf Monatsfrist einander leihen, nach welcher Zeit ein jede zu dem ihrigen gutwillig zurück kehret.

So streng sonst die Weiber der Wilden von ihren Ehemännern gehalten, und mit harter Arbeit gepresset werden, sind doch nicht alle ebenermassen zu bedauern; denn die Weiber der Cabeliados wissen sich auch ihren unartigen Männern fürchterlich und sich so gar von ihrer Grausamkeit durch das **Giftige Amaisengift** auf ewig los zu machen; Es ist dieses nach dem Gift Curaro, von dem ich nachmals an seinem Ort weitläuftiger melden werde, eines der schädlichsten, als mit dem man einen ganz unvermerkt in die Ewigkeit schicken kann. Es sind die Amaisen, von denen es herkömmt von ganz besondrer Art, und weit größer, als die größte in Europa, deren Rücken mit gelben, und rothen Quäpfeln gezeichnet: sie gehen auch zu Zeiten aufrecht, und legen die fordre Füße über die Schultern. Derjenige, der ungefähr nur von einer gebissen wird, hat schon ein Fieber von 24. Stunden auszustehen, wird er von zweien gebissen, dauret das Fieber länger, beissen ihn aber mehrere, so ist er in großer Lebensgefahr. Nun diese so gefährliche

liche Amaisen, deren nur wenige bey einem  
Haufen beysammen zu seyn pflegen, ohne  
Schaden zu bekommen, nehmen die India-  
nerinnen eine ausgedehnte Baumwolle, und  
fangen mit dieser eine nach der andern,  
schneidens alsdenn auf dem Rand eines Ha-  
fels entzwey, und lassen den untern Theil  
hinein, den obern hinaus fallen, füllen her-  
nach das Häselein mit Wasser, und setzen  
zum Feuer: Nachdem das gesottene Was-  
ser nach, und nach wieder kalt zu werden  
anfängt, bekömmt es auf der Höhe ein  
Häutlein, und dieses ist die Quintessenz des  
so schädlichen Amaisen-Gifts, welches sich  
nur in hohlen Zähnen der Zieger, Croco-  
dilen, oder anderer wilden Thieren aufbe-  
halten läßt, in andern Gefäßen aber sei-  
ne Kraft verlieret. Wenn nun eine Rach-  
gierige sich von ihrem Mann, oder auch  
von einem andern, den sie nicht leiden mag,  
los machen will, so streichet sie heimlich et-  
was weniges Amaisengift zwischen den Nagel  
ihres eigenen Daumens, und wartet der Zeit  
ab, bis man von ihr das gewöhnliche Trank  
anverlangt: Bey währendem Darreichen  
läßt sie ganz unvermerkt den giftigen Dau-  
men, mit dem sie das Geschirr am Rande  
hältet, ins Trank hinein sinken, und giebt  
es mit ganz freundlichen Gebärden von der  
Hand. Dieses wenige Gift erstrecket schon,  
daß derjenige, der es getrunken, innerhalb  
wenig Tagen am ganzen Leib also ausseh-

Wie das  
Amaisen-  
gift präpa-  
rirt wird.

Wirkung  
des Ama-  
isengifts.

re, daß nichts als Haut, und Bein an ihm bleibt, und er ohne einziges Nahrungsmittel sterben muß. Sonderbar ist, wie ich es selbst ein und andersmal beobachtet habe, daß bey solchen Sterbenden ihre Augen beständig frisch, und lebhaft verbleiben bis auf den letzten Abdruck. Was Glück ist nicht für ungeschlachten versoffene Ehemänner unsers Deutschlands, daß ihre barbarisch tractirte Weiber kein solches Amalgam fengist bey Händen haben? wie viele derselben würde man sonst mit lebhaften Augen sterben sehen?

**Kinderzucht der Wilden.**

Bey solcher unartigen Lebensart der Wilden ist leicht zu erachten, wie schlecht ihre Kinderzucht beschaffen seyn müsse, da sie selbst von ihren Aeltern kein einzige gehabt. So lang ihre Kinder noch klein, und unumfänglich sind, tragen sie zu ihnen eine unmäßige, und närrische Affenlieb, so bald aber das Kind erwachsen, sehen es die Aeltern an, als wenn sie es niemals gelernt hätten; sie getrauen sich nicht mehr selbst etwas zu schaffen, oder mit Ernst zu untersagen, noch viel weniger sie abzustrafen. Es gab einmal ein ungezogener Sohn eine derbe Ohrfeige seinem eigenen Vater, und gieng ganz zornmüthig davon: Ein Spanier, der es beobachtete, spornete den Vater an, er sollte den meisterlosen Buben beim Schopfe nehmen, und ihn gebührender Weis abstrafen,

**Ein wilder Sohn schlägt seinen eigenen Vater.**

fen, aber der Indianer that dergleichen, als  
 gieng es ihn nichts an, und sagte endlich:  
 Meynst du wohl Spanniol, es seyen unsre  
 Söhne also beschaffen, als wie die Eurige?  
 du irrst dich weit, denn wenn ich den schlim-  
 men Buben icht schlag, und abstrafe, wird  
 er mich mit der Zeit so gar ums Leben brin-  
 gen. Aus diesem läßt sich schließen, wie  
 sehr auch den wilden, Indianern die rohen  
 Sitten ihrer Kinder mißfallen müssen:  
 Es giebt auch nach dem Wort Gottes, und  
 christlichen Unterricht kein besseres Mittel sel-  
 be zu einem gemeinschaftlichen Leben zubrin-  
 gen, als wenn sie sehen, was gute Zucht  
 die Missionen unter den Kindern in den  
 Pflanzörtern einführen. Sie verwissen sich  
 kaum vor Erstaunung, wenn sie sehen, daß  
 ihre Kinder, von der Kinderlehr nacher  
 Haus kommen, sich gegen ihnen ganz ehrens-  
 bietig erzeigen, ihnen die Hände küssen, zu  
 allem, was sie schaffen, ganz willig, und  
 bereit seyn. Es kann auch ein Missiona-  
 rius den Aeltern kein größers Vergnügen ver-  
 schaffen, als wenn er ihr unmündiges Kind  
 auf seine Arme nimmt, ihm schön thut, und  
 etwa ein Kreuzel, oder Ablasspfenning  
 um den Hals hängt. Die abgerichtete Kin-  
 der dienen auch sehr vieles dem Missionario in  
 seinen geistlichen Berrichtungen, sie ermah-  
 nen ihre Aeltern, wenn es Zeit ist zur christ-  
 lichen Lehr, sie erklären den Alten, was sie  
 etwa nicht recht verstanden, sie geben Nach-  
 richt,

Rugbar.  
 seit der  
 Kinder-  
 zucht in  
 Pflanzör-  
 tern.

Die Kin-  
 der helfen  
 vieles den  
 Missiona-  
 rien in  
 geistlichen  
 Berrich-  
 tungen.

- richt, wenn eins erkranket, oder ein Kind gebohren wird, um, den heiligen Tauf nicht zu versäumen: Durch die Kinder endlich kann der Missionarius bey Zeiten erfahren, wenn irgendwo ein Zank, oder Zwist entsteht dem Uebel bey Zeiten abzuheffen, und sein Pflanzort gehörigermassen einzurichten.

### S. 9.

## Von der Lebensart der Indianer im Christenthum.

**A**us dem, was bisher gemeldet worden, läßt sich leicht abnehmen, wie unumgänglich es nothwendig war um diese wilde Indianer von ihrer mehr viehisch, als menschlichen Lebensart zu einer vernünftigen und Christlichen zu verleiten, daß unter ihnen ein Regierungsform, und Obrigkeit aufgerichtet wurde. Es hatte zwar diesfalls der spanische Hof einige Vorsehung gethan, und angeordnet, daß bey den Missionen benanntlich in Paraguay, Mexico, Chile, Californien, und andern Gubernatores oder Befehlshaber mit etwelchen Soldaten gesetzt wurden, um die Wilden im Zaume zu halten, und die Pflanzörter der Neubekehrten Staat und regelmäßig einzurichten. Es hat sich auch zu Zeiten in unsrer quitenfischen Mission ein, und anderer Gubernator sehen lassen aber auf eine kurze Zeit, weil sich

Regle-  
rungsform  
in Pflanz-  
örtern.

Ich ihre Natur mit dem gar zu heißen Lust,  
und ihr Magen mit dem Affenfleisch nicht  
lang vertragen konnten; Sie durchstreichen  
also in aller Eifertigkeit die Mission ohne  
sich länger in einem Pflanzort aufzuhalten,  
als nur ein, und andern Tag. In der Zeit  
von zehn Jahren, als lang ich in der Mis-  
sion gestanden, habe ich nur einen einzigen  
gesehen, der vielmehr gekommen war mit den  
Indianern Gewerbe zu treiben, als seine  
Amtpflichten auszuüben: wie es gemein-  
lich in America von solchen zu geschehen pflegt,  
welche zu Madrid ihre Amtsbedienungen ent-  
weders ums Geld erkaufen, oder als verdor-  
bene Tidalgos selbe umsonst erhalten um ih-  
re Armuth Steuern zu können: zu diesem  
verstund sich unser belobter Gubernator un-  
vergleichlich wohl, denn als er nach kurzem  
Aufenthalt in der Mission seine Rückreise na-  
cher Quito genommen, und ihn sammt sei-  
nem ungeheuren Gepäck über fünfzig India-  
nern in zween grossen Barcos den Fluß auf-  
wärts befördert hatten, hat er von seinem  
treulich gemachten Versprechen, daß er ei-  
nem jeden Indianer zum Recompens eine Ha-  
cke geben werde, kein Wort mehr hören wol-  
len mit Vermelden: er wäre ihnen als ihr  
Gubernator nichts schuldig zu geben, sie  
möchten hiemit gutwillig zurück gehen, wo  
sie her gekommen, oder seinetwegen bleiben,  
wo sie wollten. Es mußten also die gute  
Indianer für ihre langwierige Notharbeit  
mit

Die span-  
nische Gu-  
bernator  
wie sie in  
gemein be-  
schaffen.

Die Miss.  
sionarien  
werden un-  
schuldiger  
Weise des  
Gewerbs  
beschuldi-  
get.

mit leeren Worten sich abspeisen lassen. Dieser, und andere seines gleichens um ihr ungerechtes Betragen bey der königlichen Regierung zu entschuldigen, beschuldigten vielmehr uns Missionarien als trieben wir allerhand Gewerbe zum Nachtheil des königlichen Aerarii, und Schaden der Indianern: zum Grunde der Verleumdung diente ihnen, daß einige Missionarien theils ihre arme, und schlechte Gottshäuser in etwas zu zieren, theils auch ihre nackende Pfarrkinder zu bedecken sich erworben haben einige Erdproduct als Cacao, Sarsa, Wachs, und dergleichen zu benutzen, und also nicht ihren, sondern nur der Indianer sowohl geist- als leiblichen Nutzen zu suchen, aber alles wurde verkehrt ausgelegt, und aus Mücken Elephanten gemacht.

Es geschah diessfalls mit uns Jesuiten in America, was vor und nachmals in Europa geschehen, daß uns aus Mißgunst, Haß, Neid, und Rachbegier alles für überausgedeutet, und was unstreitig gut, und löblich war, mit Satyr, und spöttischen Schreibart als böß, und tadelhaft angezeichnet wurde: aber nur Geduld, es wird doch zu seiner Zeit die Wahrheit über die gewissenlose Mund- und Federlügen den Sieg erhalten, wie es schon zur Schand ihres pöbelhaften Dichters die vernunftlose Fabel von

von dem Paraquayſchen König Nicolas er-  
 fahren hat, da dieſer unter den übrigen Je-  
 ſuiten Brüdern in unſerm Deutschland er-  
 ſchienen iſt, welcher unfehlbar die Mühe wur-  
 de erſpart haben ſeinen Kopf ſo weit heraus  
 zu tragen, wenn er ſich dort zum rebellischen  
 König aufgeworfen hätte. Eben ſo falſch,  
 und lügenhaft war die Beſchuldigung als  
 hatten ſich unſre Miſſionarien irgendwo einer  
 Oberherrſchaft, oder Unabhängigkeit von  
 der weltlichen Regierung angemäſet, da ſie  
 doch nichts anders gethan, als daß ſie in  
 einigen Pflanzörtern der Neubekehrten, wo die  
 ſpanniſche Regierung keinen Vorſteher ge-  
 ſetzt, von höchſter Noth gezwungen waren  
 deſſen Abgang einigermassen zu erſetzen, und  
 unter den Neubekehrten eine Gattung von  
 Obrigkeit, aufzurichten, ohne welche keine  
 Gemeinſchaft weder von Zahren, noch viel-  
 weniger von wilden Menſchen beſtehen kann.  
 Dies geſchah denn auch in unſrer quitenſi-  
 ſchen Miſſion aber allezeit mit Vorbehalt,  
 daß der ſpanniſche Befehlshaber, ſo oft ei-  
 ner dahin gekommen, alles nach ſeinem Gut-  
 gedünken entweder beſtätigen, oder verän-  
 dern konnte. Was Eingriff, oder Abtrag  
 geſchah denn hierdurch den königlichen Reich-  
 ten? Vielleicht dieſer, daß die Miſſionarien  
 der königlichen Krone ſo viele tauſend neue  
 Unterthanen zugebracht, und alte in beſtän-  
 dige Treue erhalten haben? Wie ſtehts aber  
 iſt auf dieſen Tage mit dieſer Treu? Ant-

Fabelhaf-  
 ten König  
 Nicolas in  
 Paraguay.

Was den-  
 ken die  
 Miſſiona-  
 rien dem  
 ſpanni-  
 ſchen Kö-  
 nig ſchaff-  
 ten.

wort

Beschwer-  
nisse, die  
Wilde im  
Wald auf-  
suchen.

wort schlecht genug, wenn die Nachrichten von wiederholten Empörungen die Wahrheit reden, besonders wenn der neuernählte Indianische König Casimir in Quito schon neue Gesetze gemacht, und Geld hat prägen lassen, wie ich es erst vor kurzer Zeit in einem öffentlichen Zeitungsblatt gelesen habe. Umsonst schmeichelt sich Spanien, seine so weitläufigen Besitzungen in America nur mit Waffen und Gewalt zu erhalten, wie man es aus der Empörung in Quito und Bogronio, von der ich Anfangs gemeldet, ersehen kann. Durch Milde und Gutthätigkeit haben die Missionarien auch die wildesten Nationen zurecht gebracht, und dem katholischen König ganze Colonien, und zahlreiche Pflanzörter der neubefehrten Christen hergestellt. Und was unsägliche Beschwerden, Mühe und Arbeit hat es ihnen nicht gekostet? besonders in dem viele hundert Meilen sich erstreckenden Maragnonischen Bezirk, allwo über hundert Nationen der wilden Indianern in ihren Wäldern und Wüsten ganz zerstreut aus einander wohnen, ohne irgend eine Stadt, Markt, oder Dorf anzutreffen? Wozu auch der Zugang über die Massen beschwerlich, und alles mit Bäumen, Gesträuch, und Dornhecken, die von Schlangen und Ungeziefer strotzen, angefüllt ist. Nebstdem ist auch das Erdreich an sich selbst so feucht und sumpfig, daß man in manchen Gegenden kaum 200. Schritte

auf

auf trockenem Boden gehen kann, und bald hier, bald dort durch eine Pfähe, oder Moos oft bis an halben Leib im Wasser durchpas-  
den muß. Alles dessen, und aller Lebensge-  
fahren ungeachtet, haben sich die Missiona-  
rien gewagt, durch solche schier ungangbare  
Wege die Wilden aufzusuchen, um sie zum  
heiligen Glauben und gemeinschaftlichen Le-  
ben zu bereden, fanden aber zugleich für un-  
thunlich, in dem innern Wald, von Haupt-  
flüssen entfernt, Pflanzörter aufzurichten,  
wo sie wenige an der Zahl, die höchst noch  
wendige Hülfsleistung gegen einander, wie  
auch die Gelegenheit, ihre jährliche Bedürf-  
nisse zu empfangen, nicht haben konnten.  
Diesem, und mehr andern Ungemachen ab-  
zuhelfen, suchten sie die Indianer aus ihren  
Echslupfwinkeln herauszubringen, und mit  
ihnen nahe am Ufer der Hauptflüsse  
Wohnörter aufzurichten. Es haben sich auch  
die Indianer dießfalls nicht viel geweigert,  
indem sie gar bald die große Bequemlichkei-  
ten des gemeinsamen Lebens, wie auch die  
ihnen noch unbekannte Gelegenheit einge-  
hen, ihre Nahrung auch zu Wasser zu füs-  
chen, welche in ihren Einsiden zu haben nicht  
möglich war. Zu förmlicher Einrichtung  
solcher neuen Pflanzörter wurde die Regie-  
rungsform der Indianischen Dorfschaften  
der Altgläubigen eingeföhret, und die Ge-  
schicktern zu verschiedenen Amtsverrichtungen  
angestellt. Den Ansehnlichsten unter ihnen

Ursachen,  
die Pflanz-  
örter nahe  
an Haupt-  
flüssen auf-  
zurichten.

Einrich-  
tung der  
Obrikeit  
in Pflanz-  
Dörtern.

F

mach

machte man zum Cassique, oder wie man  
 selben in Quito nennet, Curaca, welcher als  
 Oberhaupt allen andern zu gebiethen hatte.  
 Nach diesem wurden eben so viel Capita-  
 nes erwählet, als verschiedene Partheyen  
 beyjammen waren, denen oblag, die Ihrige  
 in Ruhe zu erhalten, und für ihre Bedürf-  
 nissen zu sorgen, wie auch den Flüchtigen  
 nachzusehen. Nebst diesen wurden 3. oder  
 4. Alferes als Vorsteher bey allgemeinen Ar-  
 beiten, als Kirch- Haus- oder Feldbau, be-  
 stellet; Es wurden auch eben so viele Fisca-  
 les, oder wie man selbe hier nennet, Fidenten  
 außersuchen, welche zum Gottesdienst das Zei-  
 chen geben, die Nachlässige berufen, und die  
 Strafmäßige mit anbefohlner Strafe bele-  
 gen mußten. Einem jedweden gab man ei-  
 nen Stab zu tragen, dergleichen in Span-  
 nien nur obrigkeitlichen Personen zu tragen  
 erlaubt war. Der Curaca, und die Capita-  
 nes wurden auch mit schönern und größern  
 Bändern und Ablasspfemmingen, die übrigen  
 aber mit schlechtern, behängt. Oft mußte  
 ich heimlich lachen, als ich diese baarfüßige  
 Herrlichkeiten durch die Ehrenzeichen bege-  
 stert, mit gesetzten Schritten daher steigen  
 sah, als wären sie die vornehmsten Minister  
 am Spanischen Hofe. Sie kamen täglich  
 in der Frühe bey dem Missionario zusam-  
 men, um sich von gemeinschaftlichen Ange-  
 legenheiten zu berathschlagen, was für ge-  
 meinnützliche Geschäfte vorzunehmen, und  
 wie

Ehrenzei-  
 chen der in-  
 dianischen  
 Befehlsha-  
 bern.

Rathver-  
 sammlung.

wie selbige ältet den Jhrigen auszutheten?  
 Wie Unruhen oder Raufhändel zu schlichten?  
 Ob, und mit was Straß diese oder jene  
 Mißthat zu züchtigen? Dieses letztere war  
 allezeit zum Auslösen der verwickelte Kno-  
 ten. Denn alles strafen, und gar nichts straf-  
 fen, war eines schädlicher, als das andre.  
 Mit Leuten, welche vormals in den Wäldern  
 vom Strafen nichts gewußt, und auch die  
 abscheulichsten Lasterthaten, als Schand-  
 und Mordthaten so viel geachtet haben, als  
 hätten sie von philosophischen Freygeistern  
 kürzer Zeiten nebst dem Göttlichen; auch das  
 Naturrecht zu miskennen erlernet, mußte  
 man freylich glimpflicher umgehen, und vie-  
 les nachsehen, aber auch nicht alles unge-  
 straft hingehen lassen, wenn man anderst  
 das Selbststrachsuchen verhindern, und andere  
 vor Schaden und Verführungen hüten  
 wollte. Die größte Beschwerniß machte  
 dießfalls die erwachsene Jugend, als welche  
 in einem Pflanzort, wo mehrere beyammen  
 wohnen, weit mehrern Gefahren und böser  
 Gelegenheiten ausgefetzt war, als im zer-  
 streuten Waldleben. Diesem Uebel in es  
 was vorzubeugen, haben die Missionarien  
 bey dem Maragnon einige Schutzhäuser aufge-  
 richtet, in welchen junge Mädchen unter Ob-  
 sorge ein- oder andrer Wittve auferzogen,  
 und im Spinnen, Nähen und Sticken un-  
 terrichtet wurden: zu diesen wurden auch zur  
 Nothzeit die ledige Weibspersonen, wie

Schutzhäuser für  
 die Jugend

auch junge Eheweiber in Abwesenheit ihrer Männer eingesperrt, um sie von allen Nachstellungen der körperlichen Fleishteufeln sicher zu stellen. Auch die wildesten Indianer erkannten, wie billig und nothwendig es sey, daß man dergleichen jugendliche Ausschweifungen bezähmen müsse, als welche auch ohne der schweren Beleidigung des Höchsten zu gedenken, dem gemeinschaftlichen Leben überaus nachtheilig und ver hinderlich fallen, ja eine der Hauptursachen gewesen sind, daß sie vorhin in dem Wald nicht bey sammen, sondern zerstreuet gelebt, und nachmals von einem Pflanzort in den andern mit Weib und Kindern sich flüchtig gemacht, um das Weib oder Tochter der Verführung zu entziehen.

Weis und  
Dahier zu  
strafen.

Sie sahen also zugleich ein, daß man die meisterlosen Putsche, die sonst nicht zu bändigen waren, zur Strafe ziehen, und die öffentliche Verbrechen auch öffentlich züchtigen müßte. Zu diesem zeigten sich die aufgestellte Officialen insgemein ganz bereitwillig, um auch ihre Auctorität sehen zu lassen, und führten jeden Delinquenten, bevor der Gottesdienst, oder Christenlehre anfieng, zur Kirchenthür, wo ihm der Missionarius begreiflich machte, daß er eine Strafe verdienet, nachdem er seine gute Ermahnungen fruchtlos gemacht, zugleich auch ihm zu verstehen gab, daß er nicht aus Zorn, oder Abneigung

neigung, sondern vielmehr aus Liebe durch eine väterliche Strafe von ihm eine Besserung zu erpressen verlange, befahl alsdann ihn geschlachter zu machen, daß er niederkrüchen, und etwelche Disciplin = Streiche von dem Fiscal aushalten sollte. Nach vollbrachter Straf both ihm der Missionarius seine Hand zu küssen dar, um sich gegen dem Gefüßten freundlich zu erzeigen, und vor die gut gemeinte Bestrafung danken zu lassen. Solche Bestrafung ist auch niemals ohne Nutzen abgeloßen, denn wenn schon der Bestrafte sich nicht gebessert, haben doch andre sich daran gespiegelt, und sich von Missethaten abschrecken lassen. Wollte Gott, man thäte in deutschen Ländern, wo leider die alte Kirchen = Strafen in Abgang gekommen, doch noch so milde, aber öffentliche Strafen vornehmen. Man würde gewiß die große Anzahl der Hurer und Ehebrecher um ein gutes vermindern, und nicht mit so vielen Aergernissen und liebslichen Gesind der unehelichen Kinder (denn der Apfel fällt selten weit vom Stamm) den Staat belästigen.

Was aber auch bey den r<sup>ö</sup>mischen Indianern die gute Zucht, und anständigen Lebenswandel zum mehresten beförderte, war. das Wort Gottes, und die Erklärung der ewigen Wahrheiten, dessen recht wundersame, und übernatürliche Kraft sich bey diesen Leuten

Die Sprachen der Wilden sind sehr mangelhaft an Wörtern.

Die Cabelados können nur fünf zählen.

Die Erklärung der Cabelados Sprache.

ten gleichsam mit Händen greifen hieß, als bey derer überaus mangelhaften Sprachen auch von vielen natürlichen Sachen kein Wort zu finden, vielweniger von übernatürlichen, die man ihnen nur durch Gleichniß in etwas zu verstehen gehen mußte: zum Beispiel, sie haben kein Wort zu sagen Gott, Dreyfaltigkeit, Tugend, Glaub, Hoffnung, Lieb, Reu und Leid 2c. Sie können auch schier in keiner ihrer Sprachen mehrer als fünf Zahlen nennen. Meine Cabelados zählten also: 1. *Tey*. 2. *Cayapa*. 3. *Toasumba*. 4. *cachescá*. 5. *teyhente*, das ist eine Hand. Denn wenn sie eine Zahl andeuten wollen, hoben sie allezeit eine Hand empor, und deuten mit der andern auf so viele Finger, wenn die Zahl größer ist als zehn, setzen sie sich auf den Boden nieder, strecken die Füße in die Höhe, und zeigen die übrige Zahl an den Zehen, ist aber die Zahl mehr, als zwanzig, sagen sie also gleich *aysumba*, gar viel, ohne Zahl. Man mußte also auch im Beichtstuhl mit fragen, um die Zahl der Sünden zu wissen, behutsam seyn, damit nicht etwa ein Scrupulant zum Beichtstuhl hinaus gehen, sich zu Boden setzen, und Hände und Füße in die Höhe strecken möchte. Es giebt auch bey ihren Sprachen viele Wörter, die ganz verschiedene Dinge anzeigen, und nur durch die Zusammenfügung der Wörter erkannt werden. Z. E. *Huati* heißt bey den Cabelados

liados der Teufel, und das Messer. Wenn  
 also der Indianer sagt: *Huati insiche*, so  
 will er sagen: gib mir ein Messer, sagt er  
 aber *Huati raye*, so will er sagen: Der  
 Teufel kommt. Also auch Buec heist ein  
 Haus, und vierfüßiges Thier. Enche ein  
 Ehemann, und ein Spinnengewebe &c. Zu-  
 gleich muß man bey dergleichen Wörtern  
 von der Nase reden, sonst wird es der In-  
 dianer nicht verstehen. Es haben auch bey  
 ihnen weder die Haupt-, noch Zeitwörter ei-  
 ne Veränderung in ihrem Ausgang, nur  
 werden ihnen folgende Geschlechts- Wörter  
 vorgesetzt: *ye* ich, *mue* du, *impi* der,  
*may* wir, *musa* ihr, *imbue* sie. Also sagt  
 man: *ye Hake*, mein Vater, *mue Hake*,  
 dein Vater, *impi Hake*, sein Vater, *may*  
*Hake*, unser Vater &c. *ye Hake*, meine  
 Mutter, *ye mamaque*, mein Sohn, *ye*  
*mamasa*, meine Tochter, *mue aie*, dein  
 Bruder, *mue aio*, deine Schwester, *impi*  
*roique*, sein Freund, *impi raico*, seine  
 Freundin. Die vielfache Zahl wird ange-  
 zeigt durch nachgesetztes Beywort *Huati*,  
 als *Pain*, ein Mann, *Pain huati* alle Män-  
 ner, *Romio*, ein Weib, *Romio huati*, alle  
 Weiber, *Sinn*, ein Kind, *Sinn huati*, alle  
 Kinder. Eben diese Geschlechtswörter wer-  
 den auch den Zeitwörtern vorgesetzt, und  
 wird nur ihr Ausgang in der gegenwärti-  
 gen, vergangenen und künftigen Zeit geän-  
 dert. Z. E. *ye caye*, *mue caye*, *impi ca-*



ye: ich rede; du redest, er redet, may eaye, musa caye, imbue caye, wir, ihr, sie reden. Ke cabue, ich habe geredet, ye cast, ich werde reden &c. Sie haben auch viele Composita, oder zusammen geschmolzene Wörter. 3. E. raye heißt kommen. Saye heißt gehen, ralaye will sagen: ich gehe um wiederum zu kommen.

Tagord-  
nung der  
Missiona-  
ria.

Dergleichen mar gethaste Sprachen verursachten freylich den Missionarien vieltes Kopf- und Schlafbrechen, und wenn einer auch der Sprad e schon kundig war, mußte er doch immerdar studieren, um in selber den blöden Indianers Köpfen die Glaubenssachen begreiflich zu machen. Er hatte also nebst andern nothwendigen Verrichtungen kein einzige Zeit zu verlieren. Gleich bey anbrechendem Tage, welches dort, wo das ganze Jahr hindurch 12. Stund der Tag, und 12. Stund die Nacht dauret, um 6. Uhr geschah, wurde die Christenlehre gehalten, zu welcher die Kinder täglich, die erwachsene Leute aber wochentlich drey mal, als Sonntag, Mittwoch, und Freytag erschienen. Anfangs mußten sie dem Missionario nachsprechen den Glauben, das heilige Vater unser, den Englischen Gruß, die 10. Gebothe Gottes, die 7. heilige Sacramente, und Gebothe der Kirche. Darnach folgten die Hauptfragen von dem heiligen Glauben, die alle mit lauter Stimme beantworteten, zuletzt wurden

wurden bald diese, bald jene befragt, so dann die heilige Messe gelesen. An Sonntagen und Feiertagen fieng der Gottesdienst etwas später an, und wurde auch eine Sittenpredigt gehalten. Sobald der Missionari von der Kirche nach Haus kam, veranstaltete er mit den Vorstehern die gemeinschaftliche Verrichtungen, und gab denjenigen Beiseid, die etwas verlangten, nachmals begab er sich zu den Kranken, und mußte öfters hin und her gehen, um ihnen einige Hausmittel bezubringen. Es blieb ihm also kaum Zeit übrig zum Brevierbethen. Nachmittag gab es eben so viel zu thun ab, theils mit besonderm Unterricht der Erwachsenen, welche die heilige Taufe verlangten, oder das erstemal zur heiligen Beicht und Communion gehen wollten, theils mit Kindertaufen, Kinderlehr halten, Kranke versehen, oder Verstorbene zur Erde bestättigen. Alle Samstag wurde in der Kirche vor dem Ave Maria läuten der heilige Rosenkranz gebethet, und nach selbem die Lauretanische Litanen sammt dem Salve Regina von allen gesungen. In der heiligen Charwoche wurden die Kirchengebräuche so viel möglich, beobachtet, und die Geheimnisse des bittern Leidens und Sterbens des göttlichen Erlösers vorgetragen. Am Char-  
Charfre-  
tags Pro-  
cession.
freitag wurde auch Abends eine Procession angesetzt, bey welcher die Mannspersonen Kreuzstöcke zogen, die Wüßsbilder aber die Bildniß des Gekreuzigten mit Bethen begleiteten.



Kronleich-  
nams Um-  
gang.

Provi-  
sions. Tän-  
zer.

teten. Am heiligen Fronleichnamstag wurde die Kirche mit allerhand Früchten, und wilden Gewächsen von den schönsten Farben, dergleichen in Europa nicht zu sehen, ausgemazet, wie auch der ganze Platz ringsherum mit Bögen von Palmzweigen umgeben, durch welche das höchste Gut getragen wurde, und weil es bey den Spanniern gebräuchlich ist, daß sich vor dem höchsten Gut schön aufgesteckte Tänzer, nach dem Beispiel des Königs David, der vor der Arche getanzt, einfanden, so hat man diesen Brauch auch in America eingeführet. In den Städten erscheinen solche Tänzer, besonders der König David mit vielem Geschmuck, und prächtigen Aufzug. In der Mission, wo man von Gold, Silber und Edelgesteinen nichts weißt, waren dergleichen Kostbarkeiten nicht nothwendig. Ein hölzerner Scepter und Krone von Pappendeckel mit gefärbten Papier und Rauschgold überzogen nebst schönen Bändern thaten die nämliche Wirkung, und tanzte der Indianische König David mit solcher Majestät unter den acht Tänzern herum, als wäre er wirklich ein Thronfolger des Davids. Zu frischerer Munterkeit umhieng ich ihre Füße mit allerhand Koll- und Schmetterwert, dieses gefiel ihnen so wohl, daß sie hernach den ganzen Tag vor den Häusern herum hupften, und dabey schier das Essen vergaßen. Was wurde erst geschehen seyn, wenn sie deutsche Musicanten dazü gehabt hätten.

Es

Es sind die Indianer insgesamt überaus große Liebhaber der Musik, und kann man in Städten und Dörfern der zahmen Indianern schier täglich eine Kirchen-Musik hören, da zween, oder drey Geiger, und eben so viele Harpfenschläger unten in der Kirche auf einer Bank sitzen, und allerlei lustige Stückchen mit solchem Geräusche herunter raspeln, daß man dabei das Gehör verlieren möchte. Sie besitzen auch die Kunst, eben so gute Geigen und Harpfen zu machen, als in Europa zu finden, denn zu mechanischen Sachen sind die Americaner weit behender, als die Europäer, man darf ihnen nur eine kleine Anleitung geben, und ein Muster vorlegen, so werden sie es vollkommen nachmachen. Also hat ein Indianer in Quito ein römisches Kunst-Gemälde so künstlich gemacht, daß man die Copie vom Original kaum unterscheiden können. Sogar auch die wilde Indianer besitzen eine Gattung der Musik, welche ihnen die Natur gelehret. Nur zu reden von meinen Caballados, diese machen sich nebst andern ein kleines Blas-Instrument von Moosröhrchen, deren sie zwölf, eines länger, als das andere gleich einer Orgel fest an einander binden. Wenn nun ein Freudenfest einfällt, rottiret sich eine ganze Bande junger Purische um den Platz und Häusern herum, jeder hält mit der Hand obiges Instrument am Mund, und mit der andern schlägt er auf die

Die Indianer sind Liebhaber der Musik.

Sind auch Geigen- und Harpfenmacher.

Musik der Wilden.

die kleine Trommel, die ihm an der Brust hängt. Mit diesen marschieren sie gliedweis, trommeln und pfeifen so harmonisch zusammen, daß man es in Europa für den artigsten Zapfenstreich halten würde.

## S. 10.

### Von der Wohnung, Speis und Trank der wilden Indianern.

Billigst muß man den unendlich vorsichtigen Schöpfer der Natur loben, und bewundern, welcher seinen Geschöpfen überall das Nothwendige zu ihrem Unterhalt verschaffet hat, und zwar nach Art der verschiedenen Erdkreise, in welche er setze zu pflanzen beliebet. Da nun die wilden Indianer den Hitzigsten aus allen zu bewohnen haben, würden ihnen Häuser von Kalk und Stein vielmehr beschwerlich, als bequem fallen; ja sie würden in solchen bey Tageszeit vor unmäßiger Hitze verschmachten, und nicht verbleiben können. Es hat ihnen also Gott solche Mittel, und Baugeräthe an Handen gegeben, mit denen sie ohne Stein und Kalk, ohne Brett und Nagel für ihre Lage schickliche Häuser aufführen können, um sich vor Wind, Regen, und wilden Thieren zu schützen. Der ganze nothwendige Werkzeug bestehet pur in einer Hacke, womit sie die Bäume umhauen, und die gehörige Träm

und

Häuser  
bau ohne  
Stein,  
Brett und  
Nagel.

und Pfeiler zum Haus: Gebäu. aus selben  
 verfertigen. : sie haben aber die große Gut- **Steinhacke**  
 that der eisernen Hacken den Missionarien zu **der Wild-**  
 Danken, indem sie vor derer Ankunft nur **den.**  
 armfelige Hackfiguren aus Steinen zu er-  
 zwingen genöthiget waren, mit denen sie  
 nur geringe Bäume, oder vielmehr Sten-  
 gel, und dieß in Zeit von vielen Tagen um-  
 hauen konnten. Nebstdem kostete ihnen sol-  
 che Steinhacke zu gestalten eben so viel, und  
 langwierige Mühe, als das Hausbauen  
 selbst, indem sie einen Stein an dem andern  
 so lang, und stark feilen und rechen mußten,  
 bis er endlich zu etwas wurde, das einer Hacke  
 gleich sehen sollte. Es konnten auch die  
 Missionarien mit nichts anders die Wilde  
 aus ihren Schlupfwinkeln leichter heraus lo-  
 cken, als wenn sie ihnen eine Hacke von  
 Eisen zu sehen gaben, mit der man in Zeit  
 von wenig Stunden den größten Baum um-  
 zuhauen vermochte, den das Völkchen mit der  
 Steinhacke in vielen Jahren nicht zu Boden  
 bringen würde: zugleich machten sie ihnen  
 das Versprechen, solche Eisenhacke zukommen  
 zu lassen, wenn sie sich in einem Pflanz-Ort  
 zu wohnen bequemten, wie es auch viele zu  
 meiner Zeit gethan, und mir ihre Steinhack-  
 en eingeliefert haben. Es waren selbe von **Figur des**  
 grünen Stein kaum eine halbe Spanne **Steinhack-**  
 lang, und kaum über drey Finger breit, da- **den.**  
 ran der Stiel mit starken Faden, Harz  
 und Pech festgemacht war. Mit solchem  
 Schatz

Eiserne  
Haken  
halten die  
Stilbe für  
den größ-  
ten Schak.

Größe und  
Gestalt der  
Bilden  
Häuser.

Blätter  
Dach.

Schatten einer Hake kann man sich leicht einbilden, wie lang es hergieng, und was große Mühe es koste; auch nur einen Fleis-  
nen Ast vom Baum herabzupicken, den man mit einer eisernen auf einen Hieb herunter  
fällen kann; diese hielten auch die Indianer für den größten Schak, besonders nachdem ihnen die Missionarien die Anleitung gege-  
ben; wie sie mit selber Größe und regelmä-  
sige Häuser anstatt der niedrigen Hütten aufbauen konnten. Einige solcher Häuser waren in den Pflanzörtern so groß, daß auch vier bis sechs Familien in einem genugsamen  
Raum zu wohnen hatten. Diese große Häu-  
ser werden nach Art der Scheuern in Deutsch-  
land erbauet; der mittlere Theil wird frey-  
gelassen, und ist gleich einem Boden zumi  
Getraiddreschen, in welchem die Indianer bey Tageszeiten ihre Arbeiten verrichten, und zu gewissen Zeiten ihre Zusammenkünfte;  
und Tänze anstellen. Zu beyden Seiten sind Kämmer, oder Behältnisse, wo sie köchen, schlafen, und ihr geringes Hausgeräthe auf-  
behalten. Das ganze Gebäu ruhet auf vier, oder sechs in die Erde gepflanzten Pfeilern, worauf die Zwerchbäume liegen den Dach-  
stuhl zu tragen. Das Dach reicht schier bis zur Erde herab, und wird zusammenge-  
füget mit dicken und dünnen Stängeln; auf welche geflochtene Baum-  
Blätter gebunden werden; diese Blätter wissen die Indianer so, künstlich und ordentlich in einander zu  
flechten.

Rechten, daß kein Tropfen Regenwasser durchdringen, noch ein Wind selbe zerstreuen kann, und dauret solches Blätter- Dach weit länger, als die Stroh- Dächer in Deutschland. Dieses alles zusammen fest zu machen, brauchen sie nichts anders, als Baumsfaden Damsi genannt, welcher in großer Menge zu fünfzig, und noch mehrere Ellen lang auf den Bäumen wächst: so lang er frisch bleibt, läßt er sich halbieren oder entzweyen, und man kann mit selben alles so fest binden, als wenn es mit Eisen zusammengebästet wäre. Anstatt der Bretter für die Seitenwände nimmt man große Moosrohre Tarapotes genannt, derer es zweyerley giebt, grüne und graulichte: die grüne sind bey zwanzig Schuh hoch, und sind leicht, die graue sind kürzer, aber weit schwerer, beyde lassen sich spalten, und als so platt machen, daß sie bis zwey Spannen breit gemacht für Seitenwände gar wohl taugen, ja sie schicken sich für dortige Häuser in einem so hitzigen Erdreich weit besser, als die Bretter, denn weil die Tarapotes ausgedehnter voll der Kluften sind, lassen sie auch den Luft durchstreichen.

Seiten-  
wände der  
Häuser  
aus Moos-  
rohren.

Eben mit diesem Baugeschick haben wir Das Kir-  
Missionarien auch die Kirchen und unsre Gebäude.  
Häuser, nach Europäischer Art hergestellt.  
Die Kirche zu Capocur faßete drey bis vier  
hundert Personen, und hatte nebst dem Chor,  
und

Missiona-  
ri. Haus.

und Kuppel einen drey Staffel erhöhten Chor-  
altar, hinter welchem die Sacristen anlag.  
Das Missionarienhause stund auf Pfeilern  
Mannshöhe vom feuchten Boden erhoben,  
darinn zwey Zimmer, Küche, Speiskammer  
mit schließenden Thüren, waren, wie auch  
ein offener Gang frischen Luft zu schöpfen:  
Es dauret solches Haus viele Jahr lang,  
nur muß man das Dach alle zwey Jahr  
mit frischen Blättern decken lassen, als in  
welcher Zeit es das Ungeziefer durchfriszt;  
In den Häusern der Indianer kann dieses  
nicht so bald einnisten, in welchen der Rauch  
des bey Tag, und Nacht brinnenden Feuers  
das Ungeziefer vertreibt.

Speis und  
Trank der  
Wilden.

Gleichwie die Wohnung, also sind auch  
Speis und Trank der wilden Indianer  
von denen in Europa ganz unterschieden: sie  
haben nichts von Getraid als Türkenkorn,  
wie auch kein einziges Schlacht- oder Horn-  
vieh, keine Kühe, Schaf, Gans, Schwein,  
Hennen zc. vielweniger eine Gattung von Eu-  
ropäischem Erdgewächs der Gärten, und  
Baumfrüchten. Sie leiden aber dessentwe-  
gen keinen einzigen Abgang an Lebensmitteln,  
in es verschaffet ihnen das hitzige Erdreich  
weit größern Ueberfluß, als uns Europäeren  
das kalte, und mäßige. Ihr tägliches Brod  
sind die Platanos, und Lucas. Der Pla-  
tanostamm hat die Figur einer grossen Weins-  
traube mit dem Unterschied, daß ihr weisse  
Frucht

Platanos ist  
eine der  
nährhafte-  
sten Früch-  
ten.

Frucht mit grüner Schelfe überzogen; und ein gute Spann lang ist: Ein einziger Stamm trägt 60. bis 70. Platanos, an denen einer die ganze Woche genug zu essen hat; Es läßt sich auch aus selben der beste Brandwein brennen; und eben so guter Essig machen. und noch niedlicher sind die *Jucas* - Wurzeln; deren die größere über drey und 4. Pfund schwer; und den schwarzen Rettichen voll kommen gleich sehen. Es giebt aber derselben 3. dreyley ganz widrige Gattungen: Eine sind Dulces, oder von guter Art, andre aber Bravas, und von böser Eigenschaft. Die Dulces geschält und gebraten haben den Geschmack von Kästen, man kann sie auch gesottner genießen. Nicht also die Bravas, als welche bitter, und einen schädlichen Saft in sich enthalten, diese denn auch brauchbar zu machen reiben, und zermaßnen selbe die Weiber auf einem hölzernen Riebeln, und pressen den Saft heraus; Wer immer solchen roh, und kalt trinkt Mensch, oder Vieh, der muß zerbersten: Wenn man ihn aber kochen läßt, und warm trinkt, ist er gesund; und dienet zu einer guten Suppenkräut. Nach ausgedrücktem Saft häufen die Weiber die zerriebene, Jucas über einander, und lassens 24. Stund lang fermentieren, alsdann breiten sie selbe auf ein rundes irdenes Teller; setzens über das Feuer; und schmelzens zusammen, bis ein runde; weisse; und halb Finger dicke Kuche daraus wird;

Der Jucas-  
Wurzeln  
giebt  
drey  
verschieden  
Gattungen.  
  
Eigenschaft der  
Jucas  
bravas

G                      diese

**Eigenth-  
liches Brod  
in hitzigen  
Ländern.**

diese ist das eigentliche Brod in allen hitzigen Ländern, und hat nach Unterschied der Sprachen verschiedene Namen: die Tabetiados nennen es *Meyo*. Besonders thut es gute Dienst auf langen Reisen, denn es wird hart, und läßt sich sehr lange Zeit aufbehalten, es tauget auch den Missionarien gar wohl für Suppenschnitteln. Das Seltsamste ist, daß sich diese Kuchen auch in einem, und zwar der stärksten Getränk verwandeln lassen auf folgende Weis: Es werden *Meyo*-Kuchen, da sie noch warm sind, übereinander gehäufet, und mit *Platanos*-blättern wohl zugedecket, unter diesen läßt man sie etwelche Tage liegen bis sie grau geworden: alsdann werden sie in großen Häfen mit warm Wasser flüssig gemacht. In kurzer Zeit fängt alles gleich einem Most zu girren an, bis endlich nach etwelchen Tagen ein schneeweisses, und so starkes Trank daraus wird, daß es gleich dem stärksten Wein berauschet. Nebst diesem wissen die Indianerinnen schier aus jeder Frucht Getränk, oder Most zu machen, deren einige annehmen, andre auch für Ausländer widerwärtig sind. Zum artigsten machen sie den Most von süßen *Jucas*: Nachdem sie diese von Schelfen gereiniget, und gesotten haben, stellen sie ein großes Geschirr in Mitte des Haus, und setzen sich um selbes Junge, und Alte im Kreise herum, alsdann nimmt jedwedere eine Portion der gesottenen *Jucas* zu sich, und  
fähret

**Das Juca-  
Brod im  
Getränk  
verwan-  
delt.**

**Ein süßi-  
ges Ge-  
tränk vom  
süßen Ju-  
cas.**

zähret damit dem Maul zu, zerbeißet, und käu-  
 et selbe so lang bis sie es wohl zermahlt  
 vom Mund dem Geschürz übergiebt.  
 Mit dieser so säftigen Maularbeit bringen  
 sie ofters den ganzen Tag, und bisweils  
 auch mehrere zu um desto größern Vor-  
 rath eines so delicaten Getränkes in Bereit-  
 schaft zu haben: Nachdem alle ihre Spene-  
 ren vollbracht, gießen sie Wasser daran,  
 rührens mit Händen wohl um, und mit  
 diesen hat das saubre Getränk seine Voll-  
 kommenheit erreicht. Der erste, den sie  
 mit diesem Extrakt beehren, ist insges-  
 mein der Missionarius, dem sie es in einem  
 schönen Trinkgeschürz Giltsohe, oder Tu-  
 tuma genannt ins Haus tragen in Hoff-  
 nung eines guten Präseints. Er muß auch  
 auf das mindest dergleichen thun, als wenn er  
 es verkostete, sonst gehen sie mit größtem  
 Verschmach, und Unwillen davon. Als ich  
 einmahl sie befragte, warum sie nicht anstatt  
 des wüsten Käuen die süße Juca also zerrei-  
 ben als wie die bittre? gaben sie mir zur  
 Antwort: Es würde sodann das Getränk  
 den guten Geschmack nicht haben, den es  
 vom Mundsaft bekömmt.

Neben den Jucas, und Platanos ge-  
 brauchen sie auch sowohl zur Speis, als  
 Trank das sogenannte Türkenkorn, welches  
 auf Spanisch Mays, und bey den Eabe-  
 liados Bea heißt, dies bauen sie an zu was  
 lorn.

immer für einer Jahrszeit es ihnen beliebet, und können täglich das ganze Jahr hindurch zugleich junges, und altes haben ohne anders zu thun, als daß sie auf dem Feld in die Erde Fingertiefe Löcher bohren, und in jedem zween, oder drey Beeren hinein legen. In Zeit von drey Monat wird es schon zeitig, und wachset weit größer, als anderswo in sechs Monaten. Sie hätten also am Türkenkorn einen Ueberfluß, wenn sie nicht

Die Affen  
stehlen das  
Türken-  
korn.

insgemein den halben Theil den Echeln- und Dieben überlassen müßten nämlich den Affen als überaus großen Liebhabern des Türkenkorns. Es haltet sich dieses arglistige Raubergesind meistens auf den Bäumen auf, und springt Schaarenweis von einem Baum zum andern die Nahrung zu suchen, dabey schleppen auch die Mütter ihre Junge auf dem Rücken mit ohne einzige Gefahr selbe zu verlieren; denn kaum als ein Junges vom Mutterleib gekommen, springt es ihr auf den Rücken, und hebt sich am selben mit Hand, und Füßen so fest an, als wenn es angeleimt wäre, und würde sich eher umbringen, als mit Gewalt hinwegnehmen lassen. Den Vortrapp dieser Diebsbande machen insgemein die Monos gotos oder die kröpfige Affen, welche in aller Frühe gleichsam das Zeichen zum Ausbruch geben mit einem so erbärmlichen Geschrey, daß mans über eine Stund weit hören kann. Nun sehe man ihre wundersame Arglistigkeit im

Die Affen  
tragen  
ihre Junge  
auf dem  
Rücken.

Steh

Stehlen, sobald sie auf ihrem Marsche ein Feld vom Türkenkorn erblicken, bleiben als-  
 recht still, und spähen genau herum, ob  
 nicht jemand da sey, ist etwer zugegen lau-  
 fen alle flugs dem Wald zu, läßt sich aber  
 niemand sehen, so bleibt einer gleichsam als  
 Schildwacht auf dem Baum, alle übrige  
 schleichen ohne mindestes Geräusch ins Feld  
 hinunter, und machen sich eilends über das  
 Türkenkorn; Ein jeder zwacket bis fünf Kol-  
 ben, eine nimmt er ins Maul, zwei steckt  
 er zwischen die Achseln, zwei fasset er in Hän-  
 den, macht sich hurtig auf die Füße, und  
 hüpset dem Wald zu. Falls nun unvermu-  
 thet ein Indianer darzu kommt, schreyet al-  
 sogleich aus vollem Halse die Affenschild-  
 wacht auf dem Baum, darob aber die Korn-  
 dieb also erschrecken, daß sie auf einmal allen  
 Wis verlieren, und die meiste ihren Dieb-  
 stahl mit dem Leben bezahlen müssen: denn  
 weil sie aufrecht nicht so geschwind wie der  
 Indianer laufen, auch nicht auf die Bäume  
 sammt den Kornkolben klettern können, fal-  
 len sie selbst in die Hand, und wollen sich  
 lieber tod schlagen lassen, als etwas von der  
 Beute von sich geben. Auf solche Weis wird  
 dem Indianer der erlittene Schaden dop-  
 pelt ersetzt, denn neben dem gestohlenen  
 Korn bekommt er auch vieles Affenfleisch,  
 welches den Indianern besonders angenehm,  
 und gewißlich eines der gesündesten ist, wie

Ursach der  
 Affen im  
 Stehlen.

Bisweilen  
 müssen sie  
 das Steh-  
 len mit  
 dem Leben  
 bezahlen.

Das Aff. es mtr selbst allezeit wohl gediehen hat, da  
 fenfleisch ist sich selber täglich ein Affenfleisch geessen.  
 nahrhaft,  
 und ge-  
 sund.

Verschie-  
 dene Gat-  
 tungen der  
 Affen.

Leichte  
 Manier  
 Affen zu  
 fangen.

Es nähren sich die Affen pur von gesun-  
 den Früchten, und so man im Wald wis-  
 sen will, ob diese, oder jene Frucht nützlich  
 oder schädlich sey, darf man nur acht ha-  
 ben, ob sich die Affen darbey aufhalten,  
 welche gewiß keine schädliche anführen, die-  
 se sind auch weit unterschieden von den dürr-  
 und magern Affen, welche die Aerzt in  
 Deutschland auf den Märkten mit sich he-  
 rumführen: denn jene, die man dort ist,  
 sind fuchsfarbig so fett, und stark, daß ein  
 einziger dreyßig bis vierzig Pfund schwer,  
 und erklecklich ist eine ganze Haushaltung  
 für einen ganzen Tag zu ersättigen. Der  
 klein und magern Affen bedienen sich die  
 Indianer vielmehr zum Zeitvertreiben, als  
 zum essen, derer giebt es verschiedene Gat-  
 tungen; einige sind artig, und überaus schön  
 gezeichnet mit grau, gelb, und grünlichten,  
 Farben, andere aber haben das Aussehen,  
 als wären sie der lebendige Satan, denn  
 sie sind kohlschwarz, dürr, und sehen mit  
 ihrem Geißbart, und traurigen Miene alle-  
 zeit ganz finster darein ohne jemals mit sich  
 scherzen zu lassen. Wiederum andre sind  
 so klein wie die Katzen, aber zugleich so zart,  
 daß mans selten lange Zeit im Haus bey  
 Leben erhalten kann. Die leichteste Manier  
 einen Affen lebendig zu fangen ist diese: Man  
 füllet,

Füllet mit geröstetem Türkentorn einen Topf, oder andres Geschürr, dessen Oeffnung nur so groß seyn muß, daß der Aff mit der Hand hineinfahren kann, und setzet es am Ort, wo selber sich einfindet, sobald er das Geschürr erblicket, läuft er von seinem angebohrnen Türmch eilends hinzu, und forschet mit Augen, was darinnen sey; Kaum riechet er das Türkentorn, langt er mit der Hand hinein, und füllet sie so voll an, daß er sie aus dem engen Loch nicht mehr herausziehen kann, er schreit, und bleckt die Zähn, aber die Kerne läßt er nicht aus, und giebt also Gelegenheit, daß man ihn gar leicht bindet, und gefangen nimmt.

Diese Art Affen zu fangen mag vielleicht manchem Leser wundersam vorkommen, aber noch weit seltsamer, und bewunderungswürdig ist die Art, mit welcher die Indianer nicht nur die Affen, sondern auch andre Thiere, und Vögel ums Leben bringen, womit sie oftmals sich und den Ihrigen eine recht stattliche Mahlzeit verschaffen. Mein! Wer sollte sich auch nur träumen lassen, daß man ohne Flinte, Pulver, und Bley, auch ohne Pfeil Affen und Vögel von höchsten Bäumen herunter schießen könnte? und doch thun es die Indianer mit leichter Mühe, und was noch mehr ist, ohne mindestes Geräusch also zwar, daß, wenn sie einen Vogel, oder Affen herunter pelzen, alle übrige

Art Vögel zu schießen ohne eingegeräusch.

*Pucuna*,  
ein Vogel-  
rohr.

*Curare* ein  
Gift von  
sonderba-  
rer Eigen-  
schaft.

ge darauf sitzen bleiben, bis alle nach einander tod zu Boden gestürzt werden. Das ganze Geschloß bestehet nur in einem einfältigen Blas- oder Vogelrohr *Pucuna* genannt, und einem Spaum langen spitzig gemachten Hölzel *Birote* mit Namen, um dessen Mitte ein Kugelein von Linnen, und Baumwoll fest gemacht, der Spiz aber mit dem Gift *Curare* bestrichen wird. Dieses Gift hat eine so außerordentlich tödtliche Eigenschaft, daß der Aff, bey dem das aufgeblasene *Birote* kays seine Haut durchgedrungen, und ein Tröpflein Blut berührt hat, in Zeit von zwey Minuten tod vom Baum herunter fällt; Eoen dieß geschieht bey andern Thieren, Vögeln, und auch Menschen. Sonderbar ist, daß dieses Gift in einer Speis, oder sonst genossen am Leben nicht schadet, vielweniger ist schädlich das Fleisch der von diesem Gift umgebrachten Thieren: Ich selbst habe vielmahl beym Fisch den giftigen *Biroten*-Spiz herausgezogen, und den gebratenen Vogel, oder Affen ohne mindesten Schaden fortgeessen.

Wie man  
das Gift  
*Curare* zu  
bereitet.

Das Arcanum von diesem seltsamen Blutgift besizet nur ein, und andre Nation der Wilden bey dem Fluße *Orinoco*, nämlich die *Caveres* und *Tapafosos*, welche auch ihre Missionarien entdeckt haben, wie selbes aus den Wurzeln *Curare* zubereitet wird. Es wachsen die giftige Wurzeln *Curare* in dem Abgrunde der faul- und stink-

ten

Lebenden Pfügen, in welchen sie die Indianer zu gewissen Zeiten zusammen suchen, und mit sich nacher Haus tragen, allda werden sie vom Unrath rein gesäubert, und wohl zerquetscht in einen großen Hafen geworfen, und bey einem mittelmäßigen Feuer gesotzen. Zu dieser mit großer Lebensgefahr verbundenen Kocherey müssen gleichwohl die alte Weiber herhalten, welche ohne dem als unbrauchbar sich selbst, und andern zur Last fallen, und froh seyn sollten ihres unnützen Lebens mit Verdienst, und andern zum Nutzen los zu werden. Nachdem nun das gesottene Wasser vom Feuer gesetzt und lau geworden, fährt die Alte mit der Hand hinein, rührt alles wohl um, und dücket die Wurzeln so lang aus, bis das Wasser die braune Farb derselben bekommt. Nach abermal gesottenem Wasser, und wiederholter Auspressung wirft die Alte die Wurzeln hinweg, und sethet den Hafen das drittemal zum Feuer: dieser letzte Sud kostet leider! der lieben alten Mutter insgemein das Leben, denn wenn ihr gähling der aufsteigende Dampf zum Leib kommt, so fällt sie Knall und Fall tod zu Boden. Es steht aber schon ein andre in Bereitschaft dessen Stelle zu vertreten, und wenn diese hin ist, muß auch die Dritte ohne Widerrede herbeikommen. Wenn endlich die braune Giftsuppe anfängt dick zu werden, und der dritte Theil eingesotzen ist, schreyt die Alte hell auf *Reochi!*

Die alte Weiber verfertigen das Curare-Gift mit Lebensgefahr.

Unfehlbare  
Prob des  
Curare-  
Gifts.

Das Cu-  
rare-Gift  
läßt sich  
viele Jahr  
aufbehal-  
ten.

Jetzt ist's recht! also gleich machen sich die Indianer hinzu mit dem Gift die erste Prob vorzunehmen: Nun sehe man, wie nett, und artig sie diese machen? Es nimmt der Cassique ein langes Stäblein in die Hand, und tünket dessen Spiz in den gesottten Curare: zu gleicher Zeit machet sich ein muntreer Pursch eine kleine Wunde in seine Hand, oder Fuß. Sobald ein Tropfen Blut hervor bricht, hebt der Cassique den giftigen Spiz hinzu aber so, daß er das Blut nicht im mindesten berührt: Wenn sich das Blut augenblicklich zurück ziehet, ist das Gift vollkommen fertig: bleibt aber das Blut stehen ohne zurück zu gehen, alsdann fehlet dem Gift noch ein und anderer Grad, und muß nochmals zum Feuer: Fließt das Blut heraus, wie es sonst zu fließen pflegt, so muß die alte Erbsen das Gift aufs neue kochen, und sich noch dazu scharf ausfilzen lassen. Wenn endlich das Gift seinen probmäßigen Stand erreichet hat, wird es in viele hundert kleinen Tegeln eingetheilt, und weit, und breit verhandelt. In diesem irdenen Töpflein läßt sich das Gift viele Jahr lang aufbehalten, wenn es auch eintrocknet, und hart wird, bleibt ihm doch die vollständige Kraft. Man darfs auch unbedeckt lassen, ja was noch mehr ist, wenn die Indianer ihre Pfeil, oder Birote nur mit so wenigem Gift, daß nicht ein Drachma ausmachet, bestreichen, und selbe in ihren Köchern

thern lange Zeit stecken lassen, verlieret das Gift nicht im mindesten seine Stärke, nur thun sie den vergifteten Spiz bevor sie den Pfeil abschießen, mit der Zung beneßen um selbes zu erweichen, und desto kräftiger zu machen. Ich selbst habe vieles Curare-Gift in Händen gehabt, und darben noch dieses beobachtet, daß, wenn ich selbes aus den kleinen Tiegeln in einen großen Topf zusammen geschüttete, hat es in kurzer Zeit also zu girren, und zu schäumen angefangen, daß es im Topf, der doch nur halb voll war, überlief, und erst nach vielen Tagen wiederum nieder sank. Wider dieses Gift weißt man auch kein anders Rettungsmittel, als daß demjenigen (wie ich gehört) am Leben nicht schade, der Salz in dem Mund hat, da er vom giftigen Pfeil getroffen wird. Mit diesem Gift schießen die Indianer auf obbeschriebene Weise die Affen, und Vögel mit solcher Behendigkeit, daß sie auf 30. und 40. Schritt auch den kleinsten Vogel nicht leicht verfehlen. Der eßbaren Vögeln giebt es in jenen so weitschichtigen Wäldern schier alle Gattungen sowohl Europäische, als Indische: nebst Auerhahnen, Schnepfen, Wildenten, Wildtauben, Rebhühner giebt es *Fabas*, *Pyuries*, *Pauchies*, *Tompeteaos* etc. die eben so groß als die Auerhahnen, aber weit schwächer sind. Die Papageyen ist man nur in höchster Noth, denn ihr Fleisch ist sehr hart, und zäh.

Was ich selbst beim Curare beobachtet.

Häufiges Geflügel.

Das



Das Erd-  
thier Olo-  
mutsche  
hat das  
jarteste  
Fleisch.

Das zart, und niedlichste aus allen ist das Fleisch des Olomutsche, dieses Thier hat seinen Aufenthalt unter der Erde, zu welchem es sich dies und jenseits den Zugang durchscharrt, und dardurch den Indianern zum Fang Gelegenheit giebt: Denn wenn diese irgendwo ein ausgeworfene Erde antreffen, forschen sie dem andern Erdloch nach, das einte Loch belegen sie mit dem Laß, und das andre verschoppen sie mit dürrer Gestreiß, zünden es an, und treiben den Rauch hinein, diesem auszufliehen schließt das Olomutsche zum andern Loch hinaus, und bleibt am Laße hängen. Der Figur, und Farb nach sieht es den Dachsen gleich, hat ganz kurze Lauf, und sehr breiten Rücken mit weiß und schwarzen Flecken: die meiste sind 20. bis 30. Pfund schwer, und ist ihr Fleisch so mild, weiß, und zart als des besten Spanfackels in Deutschland.

Wild-  
schwein-  
jagd giebt  
es viele.

Schwein-  
jagd der  
Indianer.

Die Wildschwein sind dort alle von mittelmäßiger Größe und laufen Schaarenweis 40. und 50. mit einander, sie schwimmen auch über die Flüsse von einem Wald zum andern ihre Nahrung zu suchen, wobei die Indianer Gelegenheit finden lustige Schweinejagden zu Wasser anzustellen, denn da die Wildschwein im Durchschwimmen begriffen, fahren ihnen selbe auf Canoas nach, und stechen mit Lanzen ein Wildschwein nach dem andern tod, ohne daß eins

einige zu entzweyischen vermögen. Welch fürstliche Schweinejagd für arme Indianer?

Mit eben den Lanzen, welche zwar nur vom wilden Holz, aber eben so fest, und stark sind, als wären sie von Eisen, tödten die Cabeliados auch die sogenannte *Bestia grande*, oder *Danta*. Es hat dieses Thier Bestia grande, oder Danta. die Figur, und Größe eines mittelwässigen Rindviehs, sein Fleisch aber den völligen Geschmack vom Rindfleisch. Anstatt der Hörner hat es zwey so starke Gebeine, daß es daß dickste Gestreiß in dem Wald durchreißet. Der Danta pflegt der Lieger stark nachzustellen, und ihr auf den Rücken zu springen: Wenn dieß auf offenem Feld geschieht, ist die arme Danta hin, und wird vom Lieger zerrissen, geschieht es aber zwischen Gestreiß, und Holzwerk, so lauft das Danta-Thier mit solchem Gewalt hindurch, daß es den Lieger entweder zerseket, oder herunter schmeißt. Streit zwischen den Lieger und Danta.

Noch seltsamer ist das Thier auf Indianisch Schuscha, auf spanisch Armadillo genannt von niedrig und mittelwässiger Größe, dessen ganzer Leib mit einem schneeweißen Harnisch bedeckt ist, der gleich dem Harnisch der alten Krieger seine Absätze, und Glieder hat, und vom Thier bald zusammen gezogen, bald ausgedöhnet wird sich sowohl von Lanzen, und Pfeilen, als auch von Armadillo ein Thier mit Harnisch.



von Ziegerklauen sicher zu stellen. Wenn ihm aber jemand zu nahe an Leib kömmt, und es mit Händen fangen will, schließt es eilends in sein Erdloch hinein, und haltet sich darin mit dem Harnisch so fest an, daß mans unmöglich heraus ziehen kann: aber die Indianer wissen auch dieser Hacke einen Stiel zu finden, sie kuzeln nur den Sohusch mit einem Stäbel zwischen den Harnisch; dieses macht, daß er selbst alsogleich eingeschränket, und sich gar leicht heraus ziehen läßt, sein Fleisch ist zwar mild, und zart, hat aber widerwärtigen Geruch.

**Mapurito**  
ein artiger  
Windma-  
cher.

Das artigste Thierchen aus allen ist gewißlich der Mapurito der mit weiß und schwarzen Flecken schön gezeichnet ein überaus hübsches Polsterhündel vorstellet, und sich mit seinem haarigen Schweif auf das Fuchsschwanz trefflich versteht, denn wenn er einen Menschen, Zieger, oder anders Thier erblicket, springt er hin, und her sich stellend, als wolle er selbe zu sich locken: alsbald er bemercket, daß man ihm zu nahe kömmt, flucht er sich um, und läßt einen so pestilenzischen Wind von sich gehn, daß der annahende Mensch, oder Thier in Ohnmacht zu Boden sinket ohne sich durch geraume Zeit erholen zu können, unterdessen der schändliche Windmacher Zeit genug hat, sich aus dem Staub zu machen. Aber dieses scheußliche Windmachen gehet dem Mapurito nicht für

für alle Zeit an, denn früh, oder spät kommt Wie ihm  
 ein Indianer über ihm, der sich aufs Bla die Indian  
 sen noch besser verstehet, da er ihm von Fers ner das  
 ne ein giftiges Birote auf den Pelz zubläßt, Windma  
 und den armen Mapurito in so tödtliche Ohn den.  
 macht dahin stürzet, daß er sich von selber  
 nicht mehr erholen kann, und sich gleichwohl  
 seinem Tödter zur guten Beut überlassen muß.  
 denn die Indianer wissen sowohl sein Fleisch,  
 und noch vielmehr seine Haut zu benutzen, die  
 se verhandeln sie in sehr hohem Preis als  
 eine überaus zarte, und seltsame Waar, das  
 Fleisch aber zu genießen eröffnen sie den Ma  
 purito mit größter Behutsamkeit, ziehen das  
 Eingeweid heraus ohne mindeste Verletzung,  
 und werfens hinweg.

Es haben auch die Indianer keinen Man  
 gel an extra Speis und Schleckerbisselein,  
 mit denen sich auch die Missionarien zu Zei  
 ten regalieren, diese sind die Holzwürmer, und  
 Amais: die Holzwürmer, welche in Mit Die Holz  
 te der niedergefallenen und faulenden Fucht wärm, und  
 bäumen wachsen, sind einen guten Daumen Amais  
 breit, schier einen Finger lang, und geröstet sind india  
 so mild, und geschmack als immer ein deli nische  
 kater Eyerbutter seyn kann. Eben so thedelich Schleck  
 sind auch dort die gemeine Amais, welche bisselein.  
 so groß, daß eine den schwersten Kern von  
 Türkenkorn ganz leicht davon trägt. Diese  
 aber werden das Jahr nur einmal einge  
 bracht. Nachdem die dortige Commerczeit,  
 oder

oder sechs monatliche trockne Witterung zu Ende gehet, und die eben so lang daurende Regenzeit herbeyrückt, werden die Amaisfen noch so groß, und wachsen ihnen zugleich Flügel, mit denen sie sich auf einmal in ungeheurer Menge Schwarmweis in die Höhe schwingen: aber der Flug dauret nicht lang, denn die Flügel sind zu schwach, und der Leib zu schwer, es fallen also die unglückselige Luststreicher wiederum zu Boden, und den Indianern in die Hände, diese tragen alsdann ganze Körb, und Säcke voll nachher Haus; säubern sie von Köpf, und Flügel; den untern Leib aber, der Daumen dick, und ein pures Fett ist, rösten sie auf irdenen Platten zu einem köstlichen Nachconfect eines herrlichen Gastmahls.

Schildkroten der beste Speisevorrath.

Schildkroten Gang.

Der beste, und dauerhafteste Vorrath von Lebensmitteln sowohl für Missionarien; als Indianern bestehet in der großen Menge der Schildkroten auf spanisch Tortugas, auf indianisch Scharapas genannt, als von welchen man eine Speiskammer nicht nur mit wohlgeschmackten Fleisch, und Eiern, sondern auch mit bestem Del; und Schmalz versehen kann, diese werden von den Indianern auf folgende Weis gefangen: Nachdem die Flüsse nach verfloßener Regenzeit niedersinken; und die große Sandbank wiederum hervorragen, gehen die Schildkroten Haufenweis auf selbe hinauf, und scharren ihre Eier in Sand

Sand hinein. Eine ganz ausgewachsene, und Zeutner schwere Schildkrot legt insgemein bis 64. Eyer, derer jedes so groß ist, als ein mittelmäßiges Hühneren, welche auch kein harte, sondern lunde, und kugelförmige Schalen haben. Kaum als diese Eyer von der überaus großen Sonnenhitze ausgebrütet worden, schliefen die Junge vom Sand heraus, und laufen geraden Wegs dem Wasser zu. Nun diese Brutzeit der Tortugas ist für den Indianer die allererwünschlichste des ganzen Jahrs, auf die sie sich eben so erfreuen, wie die Studenten auf ihre Bacanzzeit, als zu welcher sie sich recht ergößen, und als gefräßige Leute zu Genügen satt essen können: Sie ist auch eine kleine Ruhezeit für Missionarien, als welche unterdessen mit den Kranken, und wenig andern zu Haus bleiben, da alle übrige mit Weib, und Kindern nach der Gegend der großen Sandbänke sich begeben, wo sie Hütten aufschlagen, und den Schildkroten hinterlistig nachspähen, so bald sie diese auf selbem erblicken, laufen sie eilends ihnen nach, ergreifen rückwärts eine nach der andern, und kehren sie übersich auf den Rücken, ohne daß ein einzige mehr fähig wäre sich umzuwenden. Dessentwegen ist auch eine Tortuga aus allen der beste Vorrath in einer Speiskammer, denn alles andre Fleisch läßt sich wegen übermäßiger Hitze, und nächtlicher Feuchtigkeit kaum eine Nacht über aufbehalten, ohne daß es nicht

Bacanz der Indianer.

Bacanzzeit der Missionarien.

S

übel

Langwieriges  
Leben der Tortu-  
gas.

übel rieche, oder gar von Würmen wimm-  
le, besonders alle Gattungen von Fischen;  
die Tortuga aber darf man nur auf den Kü-  
cken in den nächsten besten Winkel legen, da  
bleibt sie auch mehrere Wochen ohne einen  
Tropfen zu trinken, noch etwas zu essen,  
frisch, und lebendig. Nachdem die India-  
ner auf der Sandbank die Tortugas, deren  
Zahl sich manchesmal auf vierhundert be-  
läufet, alle umgekehret, haben sie den gan-  
zen Tag genug zu thun, bis sie selbe mit ge-  
bundenen Füßen ans Gestad, und zu ihren  
Hütten überliefern, allda gehet das Hacken,  
Schneiden, und Schinden an. Anfangs  
spalten, und lösen sie die untere Schale von  
der obern, und hauen den langen Kragen  
sammt den Füßen in Stücke, welche zusam-  
men einen ziemlich großen Haufen anfüllen,  
und starkes Sieden vornehmlich haben. Nach-  
dem sie selben zum Feuer gesetzt, schneiden  
sie das ganz gelbe Fett, derer jede große  
Echidkrot zwey gute Pfund in sich enthält,  
vom Ingeweide heraus, und behalten es auf,  
solches nach Haus zu tragen, denn es ihnen,  
und auch den Missionarien das ganze Jahr  
sowohl zum Kochen, als zum Nachtlicht dreis-  
sen dienen muß. Nach diesem lösen sie das  
übrige Fleisch, und eine Menge kleiner Eyer-  
chen von beyden Schalen, und schneiden  
alles sammt Herz und Ingeweide klein zu-  
sammen, nur die Leber, als ein sonderbares  
Schleckerbisfel, lassen sie ganz. Beym Herz  
habe

Tortuga-  
Fett taugt  
zum Ko-  
chen und  
Lichtbren-  
nen.

habe ich öfters mit Verwunderung beobachtet, daß es noch lange Zeit schlug, nachdem schon alles zertheilt war. Das Zusammen-  
 geschnittene rösten sie alsdenn, und zwar auf den Schalen selbst, welche sie mitten auf das Feuer setzen, ohne Gefahr selbe zu verbrennen, welche ihnen für Schüssel und Teller, und auch hernach für Kindswiegen dienen müssen.

Nun haben sie alles beysammen, womit sie sich ein vollständiges Mittagmahl von drey Fischen zubereiten, und an einer einzigen Schildkrot Mann und Weib sammt ihren Kindern satt essen können. Die erste Fisch ist eine nahrhafte Suppe von saftiger Fleischbrühe mit eingebrockten Lucas und Platanos: die andre das geröstete Eingeweide, Eyrchen, Herz und Leber. Die dritte das gekochene Fleisch mit spanischen Pfeffer gewürzt. Dieses letztere, obwohl lang gekochene, war doch für meine Zähne und Magen so hart und häh, daß ich solches niemals anders, als klein zerschnitten, genießen konnte; aber die Indianer haben solche Straußmägen und Wolfszähne, daß sie selbes auch halb roh hinein essen, und dabey ziemlich fett und stark werden.

Nebst dem herrlichen Mittagmahl haben sie auch bey dem Frühstück zu genießen, dieses bestehet in den gar kleinen Schildkroten, welche frisch vom Sand heraus kriechen, und den Indianern haufemweis in die Hände fallen, diese lassen sich



sich gesotten, oder gebraten, wie man zu sagen pflegt, mit Haut und Haar essen, denn auch ihre zarte Schaaalen noch ganz weich, und gewiß ein guter Bissen sind.

Ungeheure  
Menge der  
Tortugas  
Eyer.

Was alles obige an Nutz- und Schätzbarkeit übertrifft, sind die Tortugas-Eyer, derer die Indianer eine so ungeheure Menge aus dem Sand herauscharren, daß sie vier Körbe voll, jeden mit tausend Evern, um ein Messer verkaufen. Ihr große Nutzbarkeit bestehet nicht nur in dem, daß sie sich lange Zeit aufbehalten, und sowohl sieden als braten lassen, sondern vielmehr in dem köstlichen Del, welches sie in sich enthalten, und mit geringer Mühe von sich geben. Sie sind sehr nahrhaft, aber hart zu verdauen, und machen Verstopfung, wenn man sie aber mit wenigen Wein und Zucker vermischet, kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich in meinem Leben, auch bey besten Mahlzeiten nichts niedlicheres geessen habe, und man würde es gewiß auch in Deutschland der besten Mandel-Sorte vorziehen. Nun sehe man, mit was artig- und leichter Mühe die Indianer aus selben Evern das schönste Del zu destilliren wissen. Erstlich ziehen sie eine Canoa, welche (wie ich schon anderswo gemeldet) einem großen Bachtrog gleichet, auf das Gestad heraus, säubern selbe genau von allem innern Unrath, und werfen eine Menge vom Sand nett gereinigte Eyer

Del der  
Schildkrö-  
ten Eyer.

Tortugas  
Eyer Con-  
fect.

Manier  
aus Evern  
Del zu de-  
stilliren.

Eyer hinein, schütten zugleich etwelche Krüge voll Wasser darzu. Alsdann springt das junge Pütschen: Gesind darüber, und triff die Eyer, wie man in Deutschland das Saurkraut einzutreten pflegt, zu einem hellgelben Eyer: Teig zusammen. Nachdem dieser eine Zeitlang unter der feurigen Sonne gestanden, und sammt der Canoa heißwarm geworden, steigt allgemach das Del in die Höhe, welches die Indianer mit Meer: Muscheln ablösen, und nachmats in einem großen Hasen bey'm Feuer sieden lassen, dadurch das Del nicht nur von allem Unrath, welcher zu Boden sinkt, gereinigt, sondern auch so klar gemacht wird, daß es Eyer: Del an Güte das Oliven: Del übertrifft, denn <sup>besser als</sup> wenn dieses mit selben vermischt wird, steigt <sup>Oliven: Del.</sup> in Zeit einer halben Stunde das Schildkroten: Del in die Höhe, und das Oliven: Del bleibt herunter. Obwohlt nun die Indianer eine große Menge der Eyer theils mit Essen, theils mit Delmachen verzehren, bleiben ihnen doch so viele übrig, daß sie noch ganze Körbe voll an der Sonne, oder langsamen Feuer dörren, wie man Feigen und Weintrauben zu dörren pflegt, und selbe mit sich nach Haus tragen.



## Von Krankheiten und Arzneyen der Indianer.

**A**us dem, was bisher gemeldet worden, kann man leicht ersehen, daß die wilden Indianer an Nahr- und Lebensmitteln nicht nur keinen Abgang, sondern vielmehr einen Ueberfluß haben, besonders wenn den vielen Gattungen des Wilds, Geflügels, Erdgewächses, und Erd-Thieren auch der Wasser-Thiere, benanntlich die Vacas marinas, oder Meer-Kähe sammt hunderterley groß- und kleinen Fischen beygerechnet werden. Aber eben dieser Ueberfluß gedeihet ihnen mehr zum Schaden, als Nutzen, solange sie bey ihrer wilden, ganz unordentlichen Lebensart verbleiben, und nicht in einem Pflanzort zu einer mäßigen und ordentlichen verleitet werden. Denn in ihrem Wästenleben halten sie keine einzige Ordnung, noch Zeit, noch Maß im Essen und Trinken; bald essen sie schier den ganzen Tag fort, und schlucken süß und sauer unter einander hinein, bald stehen sie (wie ich es selbst gesehen) mitten in der Nacht einzelweife zum Essen auf. Im Wollsaufen thun sie es den deutschen Weins- und Bierschläuchen weit bevor, und hören bey ihren vielfältigen Schwelgereyen nicht eher auf zu trinken, bis sie nicht die Vernunft sammt allen fünf Sinnen verlieren.

Darney

Unordent-  
liches eben  
der neuen  
Lehrten In-  
dianer.

Darneben nehmen sie sich auch in keiner Sache in obacht, sie gehen im größten Regen, und Sonnenhitze ganz unbedeckt, und wenn sie mit Schweiß überronnen, baden sie sich im nächsten besten kalten Wasser, welches einem Europäer gewißlich das Leben kosten würde. Aber auch den Indianern benimmt solche Unachtsamkeit, und noch mehr, ihr unmäßiges Essen und Trinken, wo nicht alsbald, doch nach und nach die Gesundheit, und ziehen ihnen mannigfaltige Krankheiten und Geyresten über den Hals, ohne daß sie sich selbst zu helfen wissen. Dieses glebt denn auch den Missionarien die beste Gelegenheit, ihnen ihr einschichtiges Waldleben häßlich, und das gemeinschaftliche in einem Pflanzort angenehm zu machen, als in welchem sie in ihren Nöthen und Krankheiten allezeit eine Hülfe und Beystand bey selben zu finden haben, welche doch selbst, falls sie erkranken, ihnen zu Liebe hilflos leben müssen, und sich von einem Arzt, oder Medico nichts dürfen trauen lassen.

Es ist aller Orten in America, auch in America den größten Städten ein großer Abgang der leidet gro-  
Medicin, und Chirurgie, sen Mangel  
Bartscherer, Stümpler, und Pfuscher, die an Medi-  
sich zum Curiren anmaßen, giebt es viele, cin, Ver-  
bey diesen ist schon der allgemeine Brauch, ständigen.  
jedem Patienten eine Rlistier zu verordnen,  
es mag ihm hernach fehlen was immer will,  
H 4 wenn



wenn es auch nur ein Zahnschmerzen ist. In der Stadt Quito war damals, als wir Deutsche dahin gekommen, ein einziger Medicus aus Sardinien, diesem hatte bald hernach der schwarze Stab das Augenlicht, und die Stadt seiner Hilfe gänzlich beraubt, anstatt seiner mußte aus Gehorsam unser Bruder Apotheker Ignatius Loro aus der Böhmischem Provinz, die Stelle eines Stadt-Physici vertreten, und mit seinem Gesellen täglich die Kranke sowohl in- als außer der Stadt besuchen. O wie willkommen würde nicht alldort ein graduirter Medicus aus unserm Deutschland seyn, als von einer Nation, die ohnedem bey den Americanern vor allen andern geliebt! Wie handgreiflich würde in kurzem sein von Spanischen Doblonen strotzender Geldbeutel den bekannten Spruch darinn wahrhaft machen: Dat Galenus opes &c. dem doch bey uns, hier zu Lande, wo allgemach in größern Städten die Zahl der Aerzte so groß, als der Kranken, die magere und dörrsüchtige Beutel auch mancher wackern Physikern widersprechen. Ueberdas könnte sich auch ein solcher alldort mit häufiger Sammlung der schätzbarsten Kenntnissen in dem Reiche der Vegetabilien bereichern, besonders derer, die sich in dicken Wäldern und Wüsteneyen befinden, wo sie ihren überaus lieblichen Geruch, der mich oftmals entzückend gemacht, genugsam verrathet. Da nun in den Americani-

ricanischen Städten die Leibärzte so rar sind,  
 kann man sich leicht vorstellen, daß sie in den  
 Missionen noch seltsamer gewesen, als wohin  
 nicht einmal ein Schatten eines Bauern-  
 Doctors jemals gekommen. Es waren als <sup>Die Miss-</sup>  
 so die Missionarien auch in diesem Fache ge- <sup>sonarien</sup>  
 zwungen, sowohl für sich selbst, als für <sup>sind zu-</sup>  
 den kranken Indianer das Beste, so gut <sup>gleich Leib-</sup>  
 jeder konnte, zu thun. Mit mir selbst war <sup>ärzte.</sup>  
 es einmahl, als ich mich zu Capocuy ohne  
 Gespan befand, so weit gekommen, daß ich  
 glaubte, es werde mir alle Augenblick der  
 Athem ausbleiben. Ich erkannte ganz klar,  
 daß dieses von Menge des Geblüts herkam,  
 indem ich 6. Jahre nicht mehr zur Ader ge-  
 lassen, welches zuvor des Jahrs drey bis  
 viermal geschehen war. Zum Glücke hatte  
 ich ein sogenanntes Schnapperlein mit Ader-  
 laßbinden bey Handen, wollte also in der  
 Eil den geschicktesten Indianer zum Aderlaß-  
 sen abrichten, es gieng mir aber nicht an,  
 denn als ich den Arm darstreckte, und er zur  
 Ader schlagen sollte, fieng der gute Tropf  
 auf allen viereu zittern an. Ach weh! mein  
 Freund! sagte ich, mit Zittern kannst du mir  
 nicht helfen, wie, laß es mir selbst probie-  
 ren. Am linken Arm schlug ich zweymahl  
 fehl, denn ich bey'm Nachtsicht nur die alten  
 Masen, und keine Ader sehen konnte. End-  
 lich gelang es mir auf dem rechten Arm ei-  
 ne Ader zu treffen, und war das Blutfließ-  
 sen, und leichter schnaufen eines gewesen,



welches vielleicht sonst nicht mehr lang wüßte gedauert haben. Es wäre mir aber damals das Sterben in America nicht so schwer gefallen, als mir jeztund das Leben in Europa ankömmt, da es der Umsturz unsers Ordens so bitter gemacht, als den Tod selbst, indem selber durch Beraubung unsrer geistlichen Vorstehern, Häuser, Güter, und Bücher, und anderer mit dem geistlichen Orden verknüpften geistlichen Wohlthaten und Hilfsmitteln, uns die nothwendige ehemalige Anführer, Werkstätte, und Werkzeug entzogen, und uns also in eine gezwungene Unthätigkeit sowohl für eigene, als fremde Wohlfahrt, wie zuvor zu arbeiten, versetzt hat. Wenn auch sonst niemand andrer unsren Abgang zu bedauern hätte, werden doch selben vielleicht die arme Indianer in den Americanischen Missionen noch lang besammern, als welchen man ihre lang practicirte, und Sprachenkündige nicht nur Seelenforger, sondern auch Leibärzte benommen, und anstatt ihrer, Unerfahrene, Sprachlose, mehr aus Zwang, als freiwillig dahin geschickte aufgedrungen hat, ohne daß diese von uns eine vorläufige Information, oder Unterricht empfangen hätten, wie es doch Anfängern nothwendig gewesen wäre, und wir selbst als noch Anfänger von unseren Vorfahrern empfangen haben, Diesen hatten wir es zu danken, daß sie uns verschiedene Unterrichte, und sichere Arzneymittel für

Haupt

Hauptzustände aufgezeichnet hinterlassen haben, von welchen ich nun die gemeinere kurz andeuten will.

Das erste und berühmteste Heilmittel Canime, sowohl inner, als äußerlich zu gebrauchen, ist der Balsam Canime, oder Copauva, welcher von einem angezapften Baum herausfließet, und sich in drey Gattungen theilet. Der erste, welchen der angebohrte Baum von sich giebt, ist zäh, und braunfärbig wie Honig, der mittlere wird etwas klarer und flüssiger, der aber zuletzt nachfließet, ist so hell und klar, als immer ein kristallenes Wasser, auch nicht so bitter, wie die erste zweien. Dieser Balsam ist erstlich ein fürtreffliches Purgativ, und erlecket eine halbe Unze in einem Löffel genommen eine große Operation ohne mindeste Gefahr zu machen. Man darf hernach nur ein lausliches Wasser trinken, so werden so viele Operationen folgen, als oft man das Trinken wiederholet, laffet man dieses beyseits, so höret das Purgieren auf. Die erste und andere Gattung machen zwar eben so gute Wirkungen, sind aber wegen Bitterkeit zu widerwärtig. Alle drey sind recht wundersam für alle Wunden, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, wenn sie nur nicht ganz tödtlich, so heilet sie dieser Balsam innerhalb 24. Stunden also zusammen, daß kaum ein Wundmahl übrig bleibt. Dieß habe ich selbst erfah-



erfahren, denn als oftmals unter besoffnen Indianern Kaufhandel entstanden, und manche blutige Köpfe, und merckliche Wunden davon trugen, habe ich nur nach ausgewaschenen Wunden den Balsam darauf gegossen ohne selbe zu verbinden, den andern Tag war alles vollkommen geheilet, und aller Schmerz vorbei.

**Espadilla**  
hilft fürs  
Seitenste-  
chen.

Die Blätter von der Matte, *Espadilla* genannt, sind ein treffliches Mittel wider das Seitenstechen. Es wächst selbe auf den Feldern zwischen den Basen, und trägt 10. bis 12. Blätter, welche der Figur nach einen Dolchen vorstellen. Man nimmt darvon 6. oder 8. Blätter, und läßt sie halb zerstoßen in einer proportionirten Quantität Wasser sieden, wenn der Patient von diesem Trank zwey, oder höchstens drey mal trinket, und zugleich die gesottene Blätter auf die schmerzhaftige Seite auflegt, wird der Schmerz alsbald nachlassen. Das aufgelegte Baumblatt *Maria panga* zeitiget, und löset auf die Geschwüre, welche bey den Indianern wegen Feuchtigkeit der Erde sehr gemein sind. Das Kraut *Berbena*, welches unter dem Unkraut wächst, ist ein Specificum das kalte Fieber zu vertreiben, wenn man öfters das gesottene Wasser davon trinket, dieses ist zwar ziemlich bitter, und macht verschiedene Wirkung, bey einigen verursacht es starken Schweiß, bey andern ein öfteres Erbrechen.

**Maria**  
**Panga** lö-  
set die Ge-  
schwüre  
auf.  
**Berbena**,  
ein Mittel  
fürs kalte  
Fieber.

Erbrechen, aber beyden benimmt es ganz  
sicher das leidige Fieber.

Der bittere Saft der wilden Röhre, die  
häufig am Gestäd der Flüffen wachsen, und  
an ihrer Figur den süßen Zuckerähren glei-  
chen, ist ein kräftiges Mittel in hitzigen Fie-  
bern: Man läßt ihn nur sammt wenigen  
Zucker im Wasser sieden, alsdenn warm ge-  
trunken treibt er stark den Schweiß aus,  
nach welchem die Hizen allsogleich nachlassen,  
und nach wiederholtem Trinken gar ausblei-  
ben. Die *Piniones*, welche so groß und an-  
nehmlich als Mandelkern, dienen auch treff-  
lich zum Purgieren, man darf aber nicht  
mehrere nehmen, als fünf, oder sechs, sonst  
wird die Operation zu stark, sie haben auch  
dieß besonders, daß, wenn man sie im Wein  
nimmt, und nach etwelchen Operationen  
Wasser trinkt, höret das Operiren auf, hat  
mans aber im Wasser genommen, läßt die  
Operation nach, wenn man Wein darauf  
trinket, hat man sie aber blatterdings geessen,  
so kann das Purgiren mit Wasser, oder  
Wein gestillt werden.

Wilde  
Röhre in  
hitzigen  
Fiebern zu  
gebrau-  
chen.

*Piniones*  
trefflich  
zum Pur-  
gieren.

Die kleinere Zähne der *Erocodilen* sind  
das kräftigste Gegengift, man darf nur ei-  
nen bey sich entweder am Hals oder Fin-  
ger tragen; falls man etwas giftiges in ei-  
ner Speis, oder Trank überkömmt, machet  
das Zähnlein ein Erbrechen, und treibt selb-  
bes

Zähne der  
*Eroco-*  
dilen sind  
Gegengift.



des wieder heraus: wird man aber von einem giftigen Thier, oder Schlangen gebissen, ziehet das Zähnlein das Gift heraus wenn mans auf die Wunde legt. Die Klauen von der Bestia grande sind ein treffliches Mittel wider das Gota coral, oder Magenkrampf, wenn der Patient ein Pulver darvon einnimmt, und eine Klau an Hals hänget. Das letzte Glied oder Beinlein von dem Schweif des Armadilio hilft für das Ohrenwehe, wenn mans in selbe hinein legt. Der Fisch *Curbinata* hält in seinem Kopf zwey harte Beinlein in Gestalt zweyer weissen Mandeln diese lösen vollkommen auf die Verstopfung des Urins, wenn man selbe zu Pulver stoffet, und etwoa so viel in einem lautechten Wein, oder Wasser einnimmt, als drey Kornkeru schwer sind, diese Dosis muß man nicht überschreiten, sonst treibts das Harren so stark, daß mans nicht mehr halten kann.

Der Fisch *Carbinata* hält in seinem Kopf zwey harte Beinlein in Gestalt zweyer weissen Mandeln diese lösen vollkommen auf die Verstopfung des Urins, wenn man selbe zu Pulver stoffet, und etwoa so viel in einem lautechten Wein, oder Wasser einnimmt, als drey Kornkeru schwer sind, diese Dosis muß man nicht überschreiten, sonst treibts das Harren so stark, daß mans nicht mehr halten kann.

Viele andere zu geschweigen will ich nur etwas noch melden von dem Mittel wider die *Niguns*, oder *Piques* als der allgemeinen Plage aller hitzigen Länder. Dieses kleinste, und schier unsichtbares Ungeziefer lagert sich gemeiniglich zwischen Haut, und Fleisch der Füße und peiniget selbe durch schmerzhaftes Beissen: Innerhalb 24. Stund macht es darin ein Nestlein in Gestalt und Größe eines Perls von Eyern angefüllt, dabey ist wohl

*Niguns*,  
oder *Pi-*  
*ques* allge-  
meine Plage  
der hitzigen  
Länder.

wohl acht zu haben, daß man die Piques nicht allso gleich als sie verspührt, herausziehen lasse, sondern warte bis folgenden Tag, als an welchem das Nestlein vollständig gemacht, und mit einer Gluf, oder Nadelspiz leicht kann heraus gezogen werden, das Nestlöchel verstopfet man mit spannischem Toback als einem Hauptmittel alles Geschwulst zu hindern. In Wahrheit ein große Beschweriß ist es für Missionarien in hitzigen Ländern, daß sie schier täglich dergleichen Niguas sich müssen heraus ziehen lassen, doch wären diese noch zu gedulden, wenn sie allein, und nicht andere Plagcameraden darzu kämen, welche nicht nur einzeln, sondern Schaarenweis die Leute bestürmen, diese sind verschiedene Gattungen der stechenden Mücken, Wespen, Käfern, und andern Ungeziefer, welche sich in unzähliger Menge das Jahr hindurch wechschweis ablösen. Die boshafteste aus allen sind die Sangu-dos, welche nebst dem, daß sie einem das Blut aussaugen, noch darzu mit ihrem Surren, und Summen die Ohren also belästigen, daß man oft die Nacht nicht schlaffen, und bey dem Tag weder ruhig bethen, noch essen kann. Wider dergleichen Luftgeschmeiß wissen zwar die Indianer ihren Leib gar wohl zu schützen, als welchen sie täglich von oben bis unten mit pappendem Saft, und pechigten Farben überschmierem: aber da sie durch solche Schmiererey sich äußerlich von der Mücken

Sangu-dos, sehr überlästige Mücken.



ckemplag sicher stellen, verstopfen sie zugleich die nothwendige Ausdünstung, und ziehen sich innerliche Gebrechen über den Hals. Zum besten hilft davor, wenn mans eine Zeit geduldig überträgt, denn nach, und nach wird die Haut durch öfters Beißen, und Stechen der Mücken also erhärtet, daß mans hernach nicht mehr fühlet.

Sumi.  
Erdläuse.

Taback-  
blätter  
heilen die  
Mücken-  
biß.

Unter den vielen Erdungeziefer in hitzigen Ländern sind die überlästigste die *Coquitos*, oder *Piochos* della Tierra auf Indisch *Sumi* genannt, von welchen der Sandboden bey großen Flüssen gleichsam wimmelt, diese verursachen den Durchreisenden am ganzen Leibe ein entsetzliches Beißen, und Brennen; sie sind so klein, daß mans mit freyen Augen nicht sehen kann bis sie nicht mit gesogenem Blute angefüllt: das beste Mittel darwider ist der Blättertoback, wenn man ihn im Mund wohl zerkauet, und mit selbem sich einschmieret, dies tödtet das Ungeziefer, und vertreibt den Schmerz.

Coya n:  
ter afk:  
das schäd:  
lichste Kä:  
ferlein.

Nicht viel größer sind die *Coyas* aber noch weit schädlicher; diese Käferlein sind roth wie Scharlach, und wachsen nur im hitzigsten Erdreich: Wenn solche einem zu Leib kommen, muß er sich wohl hüten, daß er selbe nicht zerquetsche, denn wenn er auch nur ein einzige Coya, und nur auf der Hand zusammen drückt, wird ihm der ausgebreifte giftig

giftige Humor nicht nur die Hand, sondern den ganzen Leib unförmlich aufschwellen machen, und kann er sich nicht anders beim Leben erhalten als mit dem, daß er sich gänzlich entblöße, und sich um und um von oben bis unten mit angezündetem Stroh durchsengen lasse. Von diesen Coyas scheut **Die Coyas** sich sogar das Hornvieh, und macht einen **sind auch dem Vieh** Seitensprung alsbald es selbe erblicket: Wenn **schädlich.** aber ein Pferd, Ochse, oder Kuh eine Coya unvermerkt mit dem Graß hinein frisst, so geschreiet es zum Bersten, und verliert ohne Rettungsmittel das Leben.

Wenn man also einerseits die unordentliche und unachtsame Lebensart der Indianer, andererseits aber das so viele Mordzeug der giftigen Thiere, und Ungeziefers gedenken will, kann man sich leicht vorstellen, daß es unter ihnen an Kranken und Presthaften niemals ermangeln könne. Bey diesen aber ist **Wundersame Geduld der kranken Indianer.** ihre außerordentliche Geduld höchstens zu bewundern, als welche auch in schmerzhaften Krankheiten nicht die mindeste Ungeduld noch Beßlagen von sich spüren, und mit sich umgehen lassen, wie man will, besonders wenn sie die heilige Taufe empfangen, und etwas vom göttlichen Balsam der heiligen Religion gehört haben. Sie sterben auch insgemein ganz ruhig dahin, ohne daß ihnen weder das Gegenwärtige, noch das Zukünftige viele Kummer niß mache. Denn

3

wegen

wegen zeitlichen Gütern haben sie nichts zu sorgen, weil sie keine besitzen, die einen Verth hätten, und wegen den ewigen sind sie nicht sorgfältig, weil jene, die Christen sind, ihre Seligkeit ganz sicher hoffen, die aber als Heyden sterben, an das Ewige selten, oder gar nicht gedenken. Es läßt auch die Blöde ihres Verstands nicht zu, von Dingen, die nicht unter die Sinne fallen, sich den rechten Begriff zu machen. Wie ungereimt sie von Geistsachen urtheilen, werden folgende zwey Beispiele klar zu erkennen geben: Als ich einstens einen todtkranken Indianer besuchte, sah ich mit Erstaunen, wie ihm sein Eheweib mit beyden Händen den Mund fest zuhielt, und als ich um die Ursach fragte, gab sie mir zur Antwort: Sie halte ihm das Maul derowegen zu, um seine Seele vom Ausfahren zu hindern, und ihren Mann bey'm Leben zu erhalten. Es lag ein andrer Indianer lange Zeit krank, den sein Missionarius während der Krankheit getauft, und den Namen Ignatius beygelegt hatte. Da es mit ihm näher zum Sterben kam, und ihn der Missionarius zur Frulzeit besuchte, sagte er unter andern: Sey gutes Muths, mein lieber Ignazi, du wirst bald in Himmelm kommen, und dort eine vollständige Ruhe zu genießen haben &c. Gleich nach dem Mittagessen gieng er wiederum hin, fand aber die Hausgenossene mitten im Haus mit dem Grabmachen beschäftigt, denen der Kran-

Beispiele,  
wie unge-  
reimt sie  
von der  
Seele ur-  
theilen.

Kranke ganz ruhig zusah. Was thut ihr da? fragte der Pater, sie antworteten: Du hast ja heute früh gesagt, der Ignazi werde bald sterben, wir wollen ihm also seine Ruhestatt hier eröffnen. Wenn die Seele vom Leib geschieden, erwidert der Missionarius, wollen wir ihn begraben, aber nicht hier im Haus, sondern, weil die Kirche noch nicht erbauet, beym heiligen Mithun-Kreuz auf dem Platz. Nein, nein! sagten die Freunde, das wäre gefehlt, der arme Ignazi ist gar zu schwach, er könnte die große Platzregen nicht übertragen, noch vielweniger dort eine Ruhe genießen. Nun kann man schließen, wie weit sich ihr dummer Verstand erstrecke? Aber dieser Unverstand wird ihnen doch nach ihrem Tode zum Nutzen gereichen, und sie vor dem strengen Richterstuhl Gottes von vielen Mißhandlungen zum Theil wonicht gänzlich entschuldigen. Wie werden aber bey selbigem einmal jene gewissenlose Verläumder bestehen, welche nicht aus Unverstand, sondern aus vorsätzlicher Bosheit sich nicht gescheuet, die Welt mit Satyrischen Schriften anzufüllen, um selbe glauben zu machen, als hätten wir Missionarien nicht aus Antriebe die Ehre Gottes, und das Seelenheil der Indianer zu befördern, uns in die neue Welt hinein begeben, sondern aus zeitlichen Absichten, aus Habsucht mit Gewerben, Goldsand und Goldstangen zu bekommen u. man hat uns Jesuiten doch

allezeit für vernünftige Leute gehalten, wären  
 wir aber nicht die größte Thoren von der  
 Welt gewesen, wenn wir unser liebes Va-  
 terland, wo uns doch das Nothwendige nicht  
 abgieng, sammt Verwandten und Bekann-  
 ten auf lebenslang verlassen, und so langwie-  
 rige, als gefährliche Reisen zu Wasser, und  
 zu Lande vorgenommen hätten, um in Ame-  
 rica, ungeachtet aller Mühseligkeiten Euro-  
 päische Windbeutel aufgeklärter Zeiten mit  
 Goldstangen spicken zu können? Was hat  
 man denn bey den Portugiesischen Mission-  
 rien von Goa, Brasil und Maragnon für  
 Schätze gefunden, da man sie ganz unver-  
 muthet überraschte, ihre Habschaften aufz-  
 genaueste durchsuchte, ihre Personen bis aufz-  
 Hemde ausgezogen, und sogar die Berwe-  
 genheit gehabt, einige Priester am blossen  
 Leibe anzutasten, um zu forschen, ob sie nicht  
 etwa zwischen Haut und Bein Gold verbor-  
 gen hätten? Und so unmenschlich handelten  
 Christen gegen ihre Mitchristen, gegen Un-  
 schuldige, gegen ihre eigene, gottgeheiligte  
 Priester! — Mehrere dergleichen, den heutig-  
 en verlarvten Menschenfreunden so angeneh-  
 me Karikaturen kann man in dem Journal  
 zur Kunstgeschichte des Herrn Christoph  
 Gottlieb von Murr, zu Nürnberg gedruckt,  
 im achten Theil ansehen.

## Von unserm Abzug aus America, und wie selbst die Indianer aufgenommen.

Um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich nur was umständlicher beschreiben, n: es in der Stadt Quito, wo ich damals selbst zugegen war, zugegangen, welches dem Leser zu einem Muster dienen kann, um beyläufig zu wissen, wie dieser Abzug auch anderwärts im ganzen Spanischen America geschehen. Zur Vorbereitung wurden das Jahr zuvor bis 8000. Mann Soldaten aus Spanien nach America abgeordnet, und in allen Orten, wo wir Jesuiten Collegia, oder Häuser hatten, ausgetheilt. Den Befehl habern war unter Leib- und Lebensstrafe aufgetragen, von dem Hauptabschehen ihrer Ankunft bis auf den letzten Tag und Stunde das strengste Stillschweigen zu halten. Dieser Tag war schier überall der 20te August des 1767. Jahrs. Wir Jesuiten in dem Collegio maximo zu Quito waren an der Zahl bis 80. Personen, theils Priester, und Brüder, theils Scholastici Theologi, und Philosophi. Diese hatten eben damals ihre jährliche Vacanzzeit, und befanden sich in unserm 6. Meilen entfernten Marthas Scilio, woben auch ich als Gast, da ich nach meiner Wiedergenesung



zur Mission zurück zu kehren in Bereitschaft stand, zugegen war. Die vierzehntägige Vacanz gieng mit allem unschuldigen Vergnügen vorbey, ohne sich jemand was Arges träumen zu lassen. Der zwanzigste Tag des Augusts war eben der letzte der Vacanz, und zugleich der erste der schreckenvollen Tragödie, die man mit uns zu spielen anfieng. An diesem Tag früh Morgens nahmen wir, der Sache noch ganz unbewußt, unsre Rückkehr nach der Stadt, nach halb hinterlegten Weg kamen uns etwelche Manns- und Weibs-Personen entgegen, welche mit ganz traurigen Gebärden, und halbgebrochener Stimme zu uns sagten: Meine Patres! wir wissen nicht, was dieß bedeuten soll? Das Collegium ist mit Soldaten besetzt, und die Novizen hat man aus dem Noviziat nach ihrer Heimath geschickt &c. Wir blieben vor Erstaunen eine zeitlang stehen, und berathschlagten uns unter einander, was zu thun wäre? Einige sagten: Lasset uns wieder nach dem Mayrhof, oder anderswo hingehen, da wir noch die Freyheit haben. Wessentwegen, sagten andre, sollen wir uns flüchtig machen, wir wissen uns ja in keiner Sache schuldig? Endlich haben sich zween Scholastici entschlossen voraus zu reiten, um nähere Kunde schaften einzuholen. Nach nicht langer Verweilung kamen sie zurück mit Vermelden von Seiten des Herrn Präsidenten: Wir sollten nur ruhig ins Collegium kommen, es werde

werde uns kein Leid widerfahren. Beim Schrei.  
 Eintritt in die Stadt eröffnete sich unsern vollen Ein-  
 Augen die erste traurige Scene, da wir die ang in die  
 Gassen und Fenster voll der Zuschauer er- Stadt.  
 blickten, welche ganz erstummt uns mit vielen  
 Seufzen und mitleidigen Augen entgegen sa-  
 hen. An jedem Ecke des Collegiums stand  
 eine Schildwache mit aufgezplantem Bato-  
 net, und zwei bey der Pforte: als wir durch  
 diese hineingeritten, fanden wir darinn den  
 Herrn Präsidenten mit unserm P. Provin-  
 cial, und einigen alten Priestern, welche mit  
 erblaßtem und mit Zähern überkommen Ange-  
 sichte uns bedeuteten: Es geschehe mit uns  
 eben dasjenige, was vor wenig Jahren den  
 Portugiesischen Jesuiten begegnet, nämlich  
 daß wir alle Spanische Länder räumen  
 müssen. Hier kann sich jedermann leicht  
 vorstellen, wie uns ums Herz müsse gewesen  
 seyn, sonderbar den jungen Leuten, welche  
 noch niemals das Weltmeer gesehen, und  
 ihre ansehnliche Aeltern von der Regierung,  
 und Handelstand sammt ihrem Vaterlande  
 zu verlassen gezwungen waren? Wir Deut-  
 sche konnten uns doch mit diesem trösten,  
 daß wir wiederum unser Vaterland zu sehen  
 bekommen, an welches wir sonst nicht mehr  
 zu denken gehabt hätten. Von Stund an Verwie-  
 war kein einzige Ordnung mehr im Haus, rung im  
 zum allerwenigsten in der Küche und Refe- Haus dar?  
 ctorio: Alle äußere Thüren der Kirche, und Thüren.  
 Collegii wurden verperrt und besichert,  
 wie



zur Mission zurück zu kehren in Bereitschaft stand, zugegen war. Die vierzehntägige Vacanz gieng mit allem unschuldigen Vergnügen vorbey, ohne sich jemand was Zuges träumen zu lassen. Der zwanzigste Tag des Augusts war eben der letzte der Vacanz, und zugleich der erste der schröckenvollen Tragödie, die man mit uns zu spielen anfieng. An diesem Tag früh Morgens nahmen wir, der Sache noch ganz unberuht, unsre Rückkehr nach der Stadt, nach halb hinterlegten Weg kamen uns etwelche Manns- und Weibs-Personen entgegen, welche mit ganz traurigen Gebärden, und halbgebrochener Stimme zu uns sagten: Meine Patres! wir wissen nicht, was dieß bedeuten soll? Das Collegium ist mit Soldaten besetzt, und die Novizen hat man aus dem Noviziat nach ihrer Heimath geschickt &c. Wir blieben vor Erstaunen eine zeitlang stehen, und berathschlagten uns unter einander, was zu thun wäre? Einige sagten: Lasset uns wieder nach dem Mayrhof, oder anderswo hingehen, da wir noch die Freyheit haben. Wessentwegen, sagten andre, sollen wir uns flüchtig machen, wir wissen uns ja in keiner Sache schuldig? Endlich haben sich zween Scholastici entschlossen voraus zu reiten, um nähere Kunde schafften einzuholen. Nach nicht langer Verweilung kamen sie zurück mit Vermelden von Seiten des Herrn Präsidenten: Wir sollten nur ruhig ins Collegium kommen, es werde

wird uns kein Leid widerfahren. Beim Schrei.  
 Eintritt in die Stadt eröffnete sich unsern vollen Ein-  
 Augen die erste traurige Scene, da wir die ang in die  
 Gassen und Fenster voll der Zuschauer er-  
 blickten, welche ganz erstummt uns mit vielen  
 Seufzen und mitleidigen Augen entgegen sa-  
 hen. An jedem Ecke des Collegiums stand  
 eine Schildwache mit aufgezplantem Baiso-  
 net, und zwei bey der Pforte: als wir durch  
 diese hineingeritten, fanden wir darinn den  
 Herrn Präsidenten mit unserm P. Provin-  
 cial, und einigen alten Priestern, welche mit  
 erblaßtem und mit Zähern überkommenen Ange-  
 sichte uns bedeuteten: Es geschehe mit uns  
 eben dasjenige, was vor wenig Jahren den  
 Portugiesischen Jesuiten begegnet, nämlich  
 daß wir alle Spanische Länder räumen  
 müssen. Hier kann sich jedermann leicht  
 vorstellen, wie uns ums Herz müsse gewesen  
 seyn, sonderbar den jungen Leuten, welche  
 noch niemals das Weltmeer gesehen, und  
 ihre ansehnliche Aeltern von der Regierung,  
 und Handelsstand sammt ihrem Vaterlande  
 zu verlassen gezwungen waren? Wir Deut-  
 sche konnten uns doch mit diesem trösten,  
 daß wir wiederum unser Vaterland zu sehen  
 bekommen, an welches wir sonst nicht mehr  
 zu denken gehabt hätten. Von Stund an Verwie-  
 war kein einzige Ordnung mehr im Haus, rung im  
 zum allerwenigsten in der Küche und Refe-  
 ctorio: Alle äußere Thüren der Kirche, und-  
 Collegii wurden verperrt und besetzt,  
 wie

wie auch alle Anstalten vorgelehret, uns reißfertig zu machen. Es wurden allso gleich allerley Handwerksleute berufen, als, Schuster, Schneider, Kistler, Riemer und Sattler, sowohl uns alle vom Fuß auf zu kleiden, als allen Pack- und Reitzeug zurecht zu machen, denn wir zwanzig Tage zu Land auf Maulthieren bis zur Seefahrt zu reisen hatten.

Wie und auf was Weise das Königl. Decret ist angedeutet worden.

Nun will ich auch melden, wie uns das Königl. Decret seye angedeutet worden. An eben dem Tage, an welchem wir andre (wie oben gemeldet worden) von der Bazarz zurück fohren, kam in aller Fröh, da man das Zeichen zum Aufstehen gab, der Herr Präsident sammt andern Gerichtsbeamten, und 40. Mann bewaffneter Soldaten zur Collegi - Porten, und zog an der Glocke, als der Portner die Thüre eröffnet, fragte der Präsident, ob der P. Provincial zu Haus wäre? Nach verstandener Gegenwart, befahl er selben herbey zu rufen, er hätte ihm was Wichtiges von Seiten des Königs zu berichten. Da der P. Provincial, ein Mann von etlich und siebenzig Jahren, herbey gekommen, wurde ihm aufgetragen, alle Patres und Fratres, die zu Haus sich befanden, in der Recreations - Stube zusammenberufen zu lassen, um den Willen des Königs zu vernehmen. Nachdem alle beyammen, und der Herr Präsident san-

seinen

Barrede des Herrn Präsidenten.

seinen Amts-Verwandten auf einer, die Un-  
 frige auf der andern Seite niedergesessen wa-  
 ren, machte er einen kurzen Vorschlag, mit  
 Vermelden: Es fiel ihm zwar sehr schwer,  
 einen so harten Auftrag des Spanischen  
 Monarchen seines Herrn, auf sich zu nehmen,  
 weil aber sein Leben, und was er noch meh-  
 rers schätzte, seine Ehre daran gelegen, sehe  
 er sich gezwungen, selben genau zu vollziehen  
 2c. Gab alsdann das von Spanien gekom-  
 mene Decret seinem Secretario herabzulesen,  
 dessen Inhalt hauptsächlich in dem bestund, Inhalt des  
Spanni-  
schen De-  
crets.  
 daß es Sr. Königl. Majestät gar nicht ange-  
 nehmen wäre, was solches mit uns Jesuiten  
 vorzunehmen, als welche Seiner Krone man-  
 nigfaltige gute Dienste geleistet hätten. Es  
 forderten aber die Ruhe und Sicherheit  
 seiner Staaten, wie auch andre wichtige  
 Ursachen, die Er doch aus Königl. Groß-  
 muth in seinem Herzen behielt, uns soge-  
 nannten Jesuiten von seinen Ländern zu ent-  
 fernen 2c. Die Unfrige, besonders die alte  
 gute Patres, derer ein und anderer bis 80.  
 Jahr alt war, erblaßten im Angesichte, und  
 fiengern an bitterlich zu weinen, ohne eine  
 Sylbe reden zu können. Der Herr Präsi- Herr Prä-  
sident trö-  
stet die Je-  
suiten.  
 dent, dem das Mitleiden auch ein und andern  
 Zäher ausgedrückt, bemühet sich, den Be-  
 drangten mit halbgebrochener Stimme einen  
 Trost zuzusprechen, und sagte: Meine Pa-  
 tres! ich bedaure sie von Herzen, schicken  
 sie sich gleichwohl gutwillig darein. Ich  
 5 meiner



meiner Seits werde alles mögliche thun, um sie mit allem Nothwendigen zu versehen, und ihnen ihre Abreise, als weit sich meine Jusisdiction erstreckt, bequem und erträglich zu machen. Gieng alsdenn zur Thür hinaus, und begehrte gemäß seiner Instruction die Hauptschlüssel von den Obern und Procuratoren, durchgieng die obere und untere Gänge, und ließ ein- und anders Zimmer aufsperrn, ohne hinein zu gehen. Bey einer so großen Drangsal waren wir Quitenier doch dießseits glücklich, daß wir einen so leutseligen Herrn Präsidenten gehabt. Der Himmel vergelte mit allem Segen seine edle Denkungsart, und christliche Wohlthätigkeit!

Abreise  
von Quito.

Nachdem man zwölf Tage mit Ausrüstungen zugebracht, und es nicht möglich war, uns alle auf einmal fortzubringen, wurden wir in zwei Caravanen abgetheilt, und für jeglichen 3. Mulas, oder Maulthiere bestellet, eines für seine Person, die andre zwey für sein Bettzeug und Pagage zu tragen. Am Vorabend wurde in der Stadt öffentlich ausgerufen, daß sich niemand bey großer Strafe unterfangen sollte, unsrer Abreise etwas im Weg zu legen. Der erste Aufbruch, bey dem auch ich gewesen, geschah den 3ten Sept. 1767. noch bey finsterner Nacht mit Fackeln und Laternen, dessen ungeacht waren die Gassen mit Menschen besetzt,

Befehl, welche solches Weinen und Behe-  
 Klagen vollbrachten, daß einer ein steinernes  
 Herz müßte gehabt haben, wenn er sich von  
 Zähern hätte enthalten können. Wir wur-  
 den von 6. Soldaten begleitet, nicht so fast  
 uns zu bewachen, als die Indianer, welche  
 die Maulthiere besorgten, in Ordnung zu  
 halten. Nach hinterlegtem Weg von vier  
 Stunden, langten wir bey einer der unstri-  
 gen Hazienda, oder Marchhof an, wo man  
 uns zugleich das Frühstück und Mittagmahl  
 zubereitete. Gegen zehn Uhr setzten wir un-  
 fern Marsch fort, und wurden Abends um  
 4. Uhr wiederum in einem Marchhof ein-  
 quartiert. Am andern Tage nach Sonnen-  
 Aufgang packte ein jeder das Seinige zu-  
 sammen. Einer las die heilige Messe, wel-  
 cher die übrige beywohnten, nach dieser setz-  
 ten wir uns zu Tisch. Um 9. Uhr herum  
 bestiegen wir unsre Mulas, und ritten in ei-  
 nem Stück fort bis gegen 4. Uhr Abends.  
 So geschah es schier alle übrige Tage, die  
 wir auf dieser Landreise mit etwelch unter-  
 mengten Rasttügen zugebracht. An Speis  
 und Trank ließ man uns nichts abgehen,  
 so lange die Jurisdiction des Herrn Präsi-  
 denten zu Quito gedauert. Wir hatten aber  
 auch eine gute Fütterung gar wohl vom-  
 then, denn durch das beständige reiten auf  
 einem rauhen und steinigten Wege, wo es  
 auch immer Berg auf, Berg ab gieng, und  
 manche Flüsse und Bäche zu durchschwen-  
 ren,

Wie der  
 Marsch  
 der vertrie-  
 benen Je-  
 suiten zu  
 Lande ein-  
 gerichtet  
 war.

Die Fast-  
thier auf  
Dreien  
werden  
nicht ge-  
füttert.

ren, wurden wir ziemlich abgemattet; . Nebst dem trafen uns oftmals zum Nachtquartier nur indianische Strohthütten, in welchen wir bis 50. an der Zahl nebeneinander gleich den Feldsoldaten liegen mußten. Denn mindesten Unkosten machten die arme Maulthier, als welche ihnen selbst das Futter zu suchen hatten, denn so bald wir bey einem Nachtquartier angelangt, und sie abgeschirret waren, banden ihnen die Indianer die zween fodern Füße, damit sie nicht entlaufen konnten, und ließen sie auf den Heiden herum hüpfen das schlechte Gras abbeissen. Alle diese Mulas sammt Zeug, und Sattel, wie auch die Indianer waren von unsern Häusern, und Mayrhöfen hergenommen, dessentwegen sie auch ganz willig uns ihre letzte Dienst erwiesen, und dieß um desto mehr, weil sie auch, obwohl unschuldiger Weis, vielen Anlaß zu unserm Unheil gegeben: Denn hätten wir Jesuiten nirgendswow zeitlicher Habschaften, und Güter gehabt, welche uns in Stand gesetzt ohne dem Publico zu einiger Last zu seyn gemäß unsers Instituts auf Cameln, in Schulen, Missionen u. eben diesem Publico, und der Kirche wichtige Dienste zu leisten, so würde, glaub ich, gewiß niemand uns gänzlich zu unterdrücken gedacht, vielweniger würden wir uns so viele Veneider, und gewissenlose Verleumder über den Hals gezogen haben, welche noch bis auf heutigen Tag sich nicht scheuen, den  
arme-

americannischen Jesuiten ungeheure Reichthümer anzudichten, wie ichs vor kurzer Zeit in einer deutschen Lebensbeschreibung des Herrn Bischofs Palafox gelesen. Mein! wie leicht sehet man nicht, zwei, drei, und vier Nullen für eine, wo bleibt aber die Wahrheit?

Nach etlich, und zwanzig Tagen langten Botegas, wir bey dem Ort Botegas an, wo wir die Waaren niederlag zur Herberg bekommen, und bis 8. Tag ausgeruhet, wie auch von unsern bisherigen Geleit uns beurlaubet haben. Von da aus wurden wir zu Wasser auf dem Fluß Quayaquil nach dem Meerport gleiches Namens geliefert, auch da hat uns an nichts anders gemangelt, als an dre Freyheit, denn wir beständig das Haus hüten, und 6. Wochen lang die andere Caravan erwarten mußten: als auch diese angelanget, und etwelche Tag ausgeruhet hatte, wurden wir auf zwey Schiffen abgetheilt nacher Panama geführt, und hat sich das Südmeer, welches man billig Pacificum nennet ganz günstig erzeigt, nur daß es jenen, die niemals den Meerlufft erfahren den Magen hat umgekehret. Zu Panama einer befestigten Stadt, wo damals das Regiment der spanischen Könige, unter welchen auch ein, und anderer Deutscher benamntlich Joseph Berner Müllerssohn von Würzburg war, zur Besatzung lag, wurden wir in unserm Collegio als Arrestanten tractirt,



In Pansa-  
ma litten  
wir viele  
Ungemach.

tirt, und zogen täglich 40. Mann mit Tro-  
mel, und Pfeifen uns zu bewachen auf. Dies-  
ses Collegium hatte in allem nur Acht Zim-  
mer für eben so viele Personen, die es vor-  
hin bewohnten: Man kann sich also leicht  
vorstellen, wie geschmeidig wir uns 80. an  
der Zahl darin zu machen, und wie eng ne-  
ben einander auf dem Boden in der Nacht zu  
liegen gezwungen waren? Nebst dem war  
im ganzen Haus kein heimliches Gemach,  
und mußten wir das große Ungemach der  
unsauberen Geschirr, welche täglich von  
schwarzen Buben ausgetragen wurden, bey  
Tag, und Nacht in den Zimmer erdulden.  
In dem obern Gang wurde uns gestattet  
6. kleine Tragaltär aufzurichten, es mußte  
aber ein jeder der die heilige Mess lesen woll-  
te, sich selber die Kerzen, und Wein darzu  
verschaffen. In eben diesem Gang nahmen  
wir auch sowohl das Mittag- als Nachts-  
mahl ein, bey welchem kein einzige Gefahr  
war sich zu überessen: zum besten befanden  
sich dabey die Lieferanten, denen, je leerer  
unsere Mägen, desto voller ihre Beutel ver-  
mögd doppelter Kreide wurden.

Ben so vielen Müheseligkeiten, und be-  
trübten des ständiger Gemüthsbeschwermiß rissen allge-  
w. Provin. mach unter uns auch die Leibskrankheiten  
eins. ein: das erste Schlachtopfer der grausamen  
Verfolgung war unser Oberhaupt der P.  
Provincial Michael Hermanosalvas ein Qui-  
tenser,

tenſer, und Mann von 75. Jahren: anfangs ſtoſte ihm bey Leſung der heil. Meſſe eine Ohnmacht an, und in Zeit von drey Tagen war er eine Leiche. Am Tag ſeiner Begräbniß, welche bey anbrechender Nacht geſchah, wurde uns Jeſuiten nur zugelassen dem entſelten Leichnam mit brennenden Kerzen die Stiege hinunter zubegleiten bis zur Portenthür, vor welcher ſchon die ganze Gemeinde der wohllehrwürdigen P. P. Auguſtinern in Bereitschaft ſtund ſelben zu übernehmen, dem ſie auch in ihrer eigenen Gruft ein gelegenes Ort verſtattet, und den andern Tag einen herrlichen Gottesdienſt gehalten haben, Gott wird es ihnen belohnen, welcher uns noch überall gute Freund, und Gutheräter verſchafft hat.

Nachdem wir zu Panama 7. Wochen lang ausgehalten, wurden wir wiederum auf Maulthier über die Erdzunge, welche das Südmeer vom Nordmeer abſondert nacher Cruzes geliefert, auf dieſer Reiſe iſt der P. Cruzes, Valenzia einer des reichſten Kaufmanns zu ein kleiner Papayan Sohn erkranket, und bald darauf <sup>Meerort,</sup> zu Cruzes in 27. Jahr ſeines Alters durch <sup>wo P. Valenzia ge-</sup> den Tod in die Freyheit der Kinder Gottes <sup>ſtorben.</sup> überſetzt worden. Von da aus ſind wir auf kleinern Schiffen Balandres genannt na Carthager Carthagena dem Hauptort des ſpanniſchen America gefahren, und innerhalb 16. <sup>gens erſter Meerort im ſpanniſchen America</sup> Tagen nach zweytägigen ſtürmiſchem Wet-ter

ter glücklich angelangt. Allda wurden wir in unserm Collegio weit leutseliger und freygebiger behandelt, als vormals zu Panama. Im Speis, und Trank war vielmehr ein Ueberfluß, als Abgang, man hörte auch kein Geräusch von Waffen, nur stunden bey der Pforte drey Soldaten ohne Wacht zu stehen, und da man die bey Meerporten gewöhnliche Waaren-Visitation vornahm, mußte zwar ein jeder von uns sein Baul, oder Kiestruhe eröffnen, in welcher die Officianten nur hinein sahen, ohne etwas durch zu suchen.

Ungemach  
auf dem  
Weltmeer.

Nach Verlauf anderthalb Monat wurden wir Quitenser zwey kleinern Kauffartheyschiffen für die langwierige Meerfahrt nach Europa eingeschifft, bey dieser hatten wir alle, sonderbar die alte kraftlose Patres sehr vieles zu leiden, denn weil unser Anzahl groß, die Schiffe klein, und das Weltmeer immer unruhig war, konnten sie niemals aufrecht sich erhalten, vielweniger vom untern Theil des Schiffs, wo wir schliefen, zum obern hinauf kräppeln um einen frischen Luft zu schöpfen, dessen sie doch höchst dürftig waren, denn auch ein junger Mensch den üblen Geruch, und Schreckhaftigkeit darunters kaum auszustehen vermöchte. Dieses Ungemach hat endlich den guten alten deutschen P. Franc. Rhenn, aus der rheinischen Provinz den Garauß gemacht: Er war ein Mann von 77.

Tod des  
P. Franc.  
Rhenn.

Jahr

Jahren; von denen er bis fünfzig in apostolischen Arbeiten hat zugebracht, zur Belohnung hat man seinen Leib nicht den scheußlichen Würmen, sondern den saubern Meeresfische zur Nahrung gegeben. O schöner Weltdank! gleiches Schicksal hat auf dem andern Schiff erfahren müssen Frater Adam Schwarz, ein Buchdrucker von Dillingen gebürtig. Es hatte sein Schiffspatron mehrere der unsrigen auf sein Bord genommen, als der Raum des Schiffs gemächlich fassen konnte, also zwar, daß sie zur Nachtszeit gezwungen waren abzuwechseln, und einer aufstehen mußte, damit der andere zum Schlafen sich niederlegen konnte. Der dienstwillige Adam um andre zu schonen begnügte sich mehrentheils nur mit Sitzen ein wenig Schlaf zu genießen, da es zugleich mit der Nahrung klemmte, und gesparfam hergieng, haben ihn nach und nach die Leibsträften also verlassen, daß er in eine tödtliche Ohnmacht dahin gesunken, und aus Abgang der Arzneymittel im 37. Jahr seines Alters seinen Geist aufgegeben hat.

Tob. des Bruders Adam Schwarz

Nach hinterlegten 1500. Seemeilen sind wir innerhalb 48. Tagen zu Cadix angelangt: den dritten Tag wurden wir auf Barcos nach dem Port Sancta Maria geliefert, und gleich beim Eintritt im Amthaus mit gutem Schocolat getabet, wobei uns viele auch Standspersonen besuchten. Darauf theilte man uns

Ankunft zu Cadix.

R

in

ter glücklich angelangt. Allda wurden wir in unserm Collegio weit leutseliger und freygebiger behandelt, als vormals zu Panama. Im Speis, und Trank war vielmehr ein Ueberfluß, als Abgang, man hörte auch kein Geräusch von Waffen, nur stunden bey der Porte drey Soldaten ohne Wacht zu stehen, und da man die bey Meerporten gewöhnliche Waaren-Visitation vornahm, mußte zwar ein jeder von uns sein Baul, oder Kiestruhe eröffnen, in welcher die Officianten nur hinein sahen, ohne etwas durch zu suchen.

Ungemach  
auf dem  
Weltmeer.

Nach Verlauf anderthalb Monat wurden wir Quitenser zwey kleinern Kauffartheysschiffen für die langwierige Meerfahrt nach Europa eingeschifft, bey dieser hatten wir alle, sonderbar die alte kraftlose Patres sehr vieles zu leiden, denn weil unser Anzahl groß, die Schiffe klein, und das Weltmeer immer unruhig war, konnten sie niemals aufrecht sich erhalten, vielweniger vom untern Theil des Schiffs, wo wir schliefen, zum obern hinauf kräppeln um einen frischen Luft zu schöpfen, dessen sie doch höchst dürstig waren, denn auch ein junger Mensch den üblen Geruch, und Schreckhaftigkeit darunten kaum auszustehen vermöchte. Dieses Ungemach hat endlich den guten alten deutschen P. Franc. Rhenn, aus der rheinischen Provinz den Gar- aus gemacht: Er war ein Mann von 77.

Tod des  
P. Franc.  
Rhenn.

Jahs

Jahren; von denen er bis fünfzig in apostolischen Arbeiten hat zugebracht, zur Belohnung hat man seinen Leib nicht den scheußlichen Wärmern, sondern den saubern Meerfische zur Nahrung gegeben. O schöner Welt Dank! gleiches Schicksal hat auf dem andern Schiff erfahren müssen Frater Adam Schwarz, ein Buchdrucker von Dillingen gebürtig. Es hatte sein Schiffspatron mehrere der unsrigen auf sein Bord genommen, als der Raum des Schiffs gemächlich fassen konnte, also zwar, daß sie zur Nachtzeit gezwungen waren abzuwechseln, und einer aufstehen mußte, damit der andere zum Schlafen sich niederlegen konnte. Der dienstwillige Adam um andre zu schonen begnügte sich nichtentheils nur mit Sitzen ein wenig Schlaf zu genießen, da es zugleich mit der Nahrung klemm, und gesparfam hergieng, haben ihn nach und nach die Leibskräfte also verlassen, daß er in ein tödtliche Ohnmacht dahin gesunken, und aus Abgang der Arzneymittel im 37. Jahr seines Alters seinen Geist aufgegeben hat.

Tod des  
Bruders  
Adam  
Schwarz

Nach hinterlegten 1500. Seemeilen sind wir innerhalb 48. Tagen zu Cadix angelangt: den dritten Tag wurden wir auf Barcos nach dem Port Santa Maria geliefert, und gleich beim Eintritt im Amthaus mit gutem Schocolat gelabet, wobei uns viele auch Standspersonen besuchten. Darauf theilte man uns

Anlan-  
dung zu  
Cadix.

R

in

Aufenthalt  
der unsri-  
gen im  
Port San-  
ta Maria.

Die junge  
Jesuiten  
wurden  
schändlich  
betrogen.

in verschiedene Conventer aus, mich traf  
nebst andern 23. das Convent der Wohlge-  
würdigen P.P. Observanten, durch deren  
mildreiche Versorgung wir uns bald von den  
Reisbeschwerden haben erholen können.  
Innerhalb kurzer Zeit waren in diesem Port  
Santa Maria bis 2000. americanische Je-  
suiten zusammen gekommen aus 7. spani-  
schen Provinzen als *Mexico, Paraguay,*  
*Chile, Lima, Santa Fee, Quito, und*  
*Philipinas.* Im hiesigen Hospicio der Mis-  
sionen allein wurden 400. einquartirt, die  
übrige aber in den Conventern der P.P. Au-  
gustiner, Dominicaner, Paulaner, Fran-  
ciscanern Recollecten, und Reformaten auf  
Königliche Rechnung ausgehethet. Die  
größte Anzahl der Unsrigen, wie leicht zu  
erachten, machten aus die junge Priester,  
und Scholastici, derer die meiste in Ameri-  
ca gebürtig waren, diesen hatte man weis-  
gemacht, wofern sie der Societät entsagen,  
und das Ordenskleid ausziehen wollten, wur-  
de man sie wiederum nacher America zurück  
führen: Man gab auch schon dazumal in der  
ganzen Stadt vor, daß der Jesuiten-Orden  
in der ganzen Welt werde aufgehoben wer-  
den. Durch solchen Ruf, und Vaterlands-  
liebe angetrieben haben sich alsogleich bis  
200. zum Ordensabschied angetragen, dieß  
hat man auf der Stelle von uns andern ab-  
geköndert, und ihnen zwey besondere Stadt-  
häuser zur Wohnung angewiesen. Aber sel-  
der!

Der! Da sie schon frohlockten, und einander zum lieben Vaterland Glück wünschten, kam ganz unverhoft von Madrid neue Ordre, Kraft welcher auch sie nachher Welschland, und zwar nachher Rom sollten geliefert werden um sich vom heiligen Vater dem Papst von ihrem geistlichen Ordensgelübden losmachen zu lassen, als welches in des Königs Gewalt nicht stand: und doch hatte man uns schon im Königlichen Decret den häßlichen Nachnamen Eriesuiten beygelegt. Hätten nicht ihre Provincialen, die gegenwärtig waren, die Gelübde gemäß ihres vergönnten Gewalts auflösen können? aber hätte sie auch Gott Vater selbst von selben losgesprochen, würden sie doch ihr Vaterland so bald nicht zu sehen bekommen haben, nach welchen sie noch bis auf heutigen Tag zum Vergnügen der spanischen Staats-Politiker seufzen müssen.

Als es nun wiederum nach 7. Wochen zum Aufbruch kam, wurden wir auf 9. ge-  
 mietheten Schiffen, darunter zwey Englan-  
 dische, ein Schwedisches, und eines von  
 Ragusa gewesen, eingeschiffet. Wir Deut-  
 schen hundert an der Zahl sammt 13. Wel-  
 schen bestiegen das spanische Kriegsschiff  
 von 70. Canonen, welches die übrige con-  
 voierte, auf diesem hatten wir Raum genug  
 so wohl beim Essen, als Schlafen, und  
 ist meines Erachtens auf der Welt nichts so

Schiffahrt  
 nach  
 Welsch-  
 land.

Ein großes henschwürdiger, als das große, kunstreiche Kriegs- und kostbare Gebäude eines solchen Schiffs. Schiff billig Es befanden sich darauf bis 300. Matrosen, unter die oder Seeleut, 250. Soldaten sammt Feuerwerfern, und doppelten Officiern; bis 30. Köch, Kochhelfer, Bäcker, Barbierer, Aufwärter u. 24. Knaben zum Ausleeren. 6. Ober- und Unterpiloten, 2. Schiffscapitain, Weltpriester: über 2000. Hennen, 40. lebendige Ochsen: ein kleine Heerde Schwein, und so viele Schaf mit andern verschiedenen Vorrath von Lebensmitteln. Das beste war, daß wir keinen Abgang am süßen Wasser gehabt, welches doch sonst auf dem Meer die gemeine, und größte Plag, und die meiste Ursache der Krankheiten zu seyn pflegt. Nahe bey Gibraltar ist das Ragusaner Schiff, wo sich die Abgesonderten befanden, ließ geworden, und mußte dort verbleiben sich ausbessern zu lassen, die darauf waren, wurden unter den übrigen zu ihrer größten Ungelegenheit eingetheilet. Nach Verlauf 3. Wochen langten wir bey der Insel Corsica an, wo damals alle spanische Jesuiten sowohl aus Europa, als America zu verbleiben hatten: uns Deutsche, und Weltsche führte man nach dem Genuesischen Gebieth, und wurden jedem Deutschen 75. spanische Thaler zum Abschied, und fernern Reise ausbezahlt.

Jederman kann sich leichter einbilden, als ich beschreiben, was Erstaunen ein so unvermuth-

muthetes, als gewaltthätiges, Verfahren  
 des spanischen Hofes mit uns Jesuiten über-  
 all, sonderbar bey den Indianern verursa- Die In-  
 chet habe, diese wollten sich auch mit demdianer wol-  
 nicht begnügen lassen, daß man ihnen be-derlegen  
 dentete, es wäre also der Willen des Königs, sich dem  
 den sie wußten doch auch, daß der König Abzug der  
 nicht Gott, sondern ein Mensch seye, und Jesuiten.  
 also auch wie andere Menschen durch falsche  
 Bezichtigung und Verleumdungen kömme  
 betrogen werden, wie es leider der verstor-  
 bene König in Portugall zum größten Un-  
 heil auch der adelichsten Personey des Reichs  
 sattfam erfahren hat. Nebst dem erkannten  
 die Indianer in den Missionen nur gar zu  
 wohl, was sie an uns zu verlieren hätten;  
 als von welchen sie bis zweyhundert Jahr  
 lang nicht nur im Geistlichen, sondern vielen  
 Theil auch im Zeitliche versorget, und wider  
 ungerechte Bekränk- und Erpressungen, sind  
 beschützt worden. Hinfüran aber ganz unbe-  
 kannte, unerfahrene, und für lange Zeit  
 Sprachlose Missionarien sich müßten auf-  
 dringen lassen. Sie widersehten sich also un-  
 serm Abzug nach allen Kräften, und würde  
 die spanische Mannschaft nicht überall hin-  
 länglich gewesen seyn, wenn nicht die Mis-  
 sionarien selbst sie inständig gebethen hätten,  
 daß sie ihnen gestatten möchten mit Ruhe Die Mis-  
 hinweg zu gehen, und den Willen des Kö- sionarien  
 nigs vollziehen: Es wäre dieß vielleicht nur treten ins  
 ein gählinger Sturm, der sich bald wieder- Mittel.  
 rum

rum legen würde: das beste, und einzige Mittel selben zu stillen, und den König zu besänftigen wäre der bereitwillige Gehorsam, da im Gegentheil der Ungehorsam sowohl den Missionarien, als ihnen zum größten Schaden gereichen würde u. Mit diesen, und dergleichen haben sich endlich die Indianer zur Ruhe gethan nur die von Mexico ausgenommen, wie wirs hernach sehen werden. Wie schmerzhaft aber die beiderseitige Beurlaubung gewesen seye, kann derjenige fassen, der sich vorstellte, was großes Leiden zwischen Vätern, und Kindern, oder auch guten Freunden zu entstehen pflege, wenn sie mit Gewalt von einander zu scheiden gezwungen werden.

Grand-  
Para Por-  
tugiescher  
Meerport.

Mit den Missionarien der quitenischen Mission hat die spanische Regierung veranstatet, daß sie nicht nacher Quito, sondern auf dem Fluß Maragnon nacher Grand-Para dem Portugiesischen Meerport, von da aus nacher Lisabon, und endlich nacher Cadix geliefert werden. Zu Para, wo vormals der Stadthalter Mendocça Furtado ein leiblicher Bruder des Marquis von Pombal, und also ein geschwornener Jesuiten-Feind die Portugiesischen Missionarie zu tyrannisiren hat angefangen (dessen schreckbaren gähnen Tod man in dem Journal des Herrn von Murrt im achten Theil nachlesen kann) wurden die unsrige von Quito auf eben die Art, wie die Portugiesische behandelt, und zur langen

Schiff

Schiffahrt nachher Europa im untern Theil des Schiffs eng zusammen gesperrt, sie mußten auch den ganzen Weg mit der schlechten Galiotenkost sich begnügen lassen. Durch solches unbarmherziges Tractament wurden sie also abgeschwächt, daß es auch drey Deutsche das Leben gekostet, wie mirs <sup>Tod des</sup> nachmats erzählt ist worden. Der erste war P. Palme. <sup>Tod der</sup> Jos. Palme in Böhmen gebürtig, dem ein an- <sup>PP. Wid-</sup> gestos- <sup>man und</sup> se Krankheit, und gänzlicher Abgang <sup>Deubler.</sup> der Arzney im 35. Jahr seines Alters den Saraus gemacht: die andern zween waren P. Adam Widman, von Aichstädt, P. Leonardus Deubler, aus der Rheinischen Provinz, derer ein jeder über 40. Jahr seine Lebensdag in der Mission hat zugebracht: als diese halb tod zu Lisabon angelanget, und aus dem Schiff an das Gestad gekommen, haben beyde auf diesem ihren Geist aufgegeben der P. Widman, 72. und P. Deubler, 78. Jahr alt.

Nun von Mexico zu reden hat dort unser Abzug verursacht, daß auch viele Indianer das Leben, und noch mehrere ihre Freyheit verlohren haben. Es befanden sich in dem Collegio der indianischen Stadt Sant-Luys, 3. Tagereisen von der Stadt Mexico entfernt 14. Personen der unsrigen, mit denen man eben so, wie es mit den Jesuiten in Spanien geschehen, verfahren ist, nämlich man holte sie von ihren Zimmern ab, und führte sie auf der Stelle in Kutschen hinweg. <sup>Sant-Luys eine Stadt im merikani- schen Reich.</sup>

Die Indianer wußten anfangs nicht, was dieses bedeuten sollte, als sie aber vermerket, daß man selbe gar außer Land führen wollte, sind ihrer etlich hundert eilends nachgezogen, und da sie innerhalb zwey Tagen daz zu gekommen, vertrieben, sie die spanische

Die India-  
ner wollen  
die anstrei-  
gen von  
fort nicht  
hinweg las-  
sen.

Comboy, spannten die Pferde aus, und zogen sie selbst in die Patres in den Wägen zurück in die Stadt mit Bethuren, sie wollten auf keine Weis ihre Patres von ihnen hinweg lassen, befahlen zugleich denselben ihre Kletter, und Berrichtungen in dem Collegio fortzumachen wie zuvor ohne sich vieles zu bekümmern, daß ihnen was Leids widerfahren möchte. Zur Sicherheit bewachteten sie bey Tag, und Nacht die Portenthür, und kamen täglich Cassiquen, oder indianische Vorsteher in das Collegium um zu sehen, ob alle Patres zugegen wären, und ob ihnen nichts abgieng: kaum hatte der Vicekönig zu Mexico von diesem Vorfall Nachricht bekommen, veranstaltete er also gleich, daß bis 4000. Mann Soldaten von verschiedenen

Die India-  
ner werden  
durch über-  
legene  
Kriegs-  
macht be-  
zwungen.

Ortschaften zusammen gezogen wurden, welche nach Verlauf kurzer Zeit mit einigen Feldstücken gegen die Stadt Sant. Luys angedrückt, und selbe auf allen Seiten umringten haben. Einer so großen Menge regulierter Truppen, die ihnen unverhoft auf den Hals kam, getrauten sich die Indianer nicht den mindesten Widerstand zu thun, und ergaben sich gleich bey erster Aufforderung auf

Gnad,

Gnad, und Ungnad: Das erste, was man nach in Besitz genommener Stadt vornahm, war, daß man die unsrige alsogleich in vorigen Kutschen hinweg führte, darauf wurde eine Menge der Indianern handfest und mit ihnen ein kurzer Proceß, Kraft welchem 24. der Rädeßführer aufgeknüpft, und nach der Zeit bis 300. über das Meer nach der Insel Havanna in das Elend verbannt worden, also, hat es mir nachmals einer der unsrigen Priester, der selbst darbey gewesen, in dem Port Santa-Maria erzählt. Vielleicht wird dieses gar zu strenge Verfahren hernach die Spannier schon oftmals gereuet haben, sonderbar bey jetzigen Umständen, da sie mit England im Krieg verwickelt und zugleich die Indianer das Beispiel der sich von England fregemachten Colonien vor Augen haben, welche doch gegen den spanischen Besitzungen in America nur als ein Sandvöll zu rechnen. Mit Aufhängen, und Verbannen werden sie den eingebornen Americanern das Rebelliern niemals verleiden, wenn sie nicht ganze Städte Dorffschaften, und Pflanzörter entvölkern wollen, die ihnen doch zum eigenen Unterhalt ganz unentbehrlich sind. Das einzige Mittel die Unterthanen sonders in America im Zaum, und schuldigen Gehorsam so wohl gegen Gott, als der rechtmäßigen Obrigkeit zu erhalten ist nur allein die heilige Religion, und das wahrhafte Christenthum, wie man es in aller: Jahresschri-

Die India-  
ner werden  
theils am  
Leben  
theils mit  
verbannet  
gestraft.

Die heilige  
Religion  
bezügnet  
die Men-  
schen.

Die Indianer wußten anfangs nicht, was dieses bedeuten sollte, als sie aber vermerket, daß man selbe gar außer Land führen wollte, sind ihrer etlich hundert eilends nachgezogen, und da sie innerhalb zwey Tagen daz zu gekommen, vertrieben, sie die spannische

Die India-  
ner wollen  
gen sie selbst  
den Patres in  
den Wagen zu-  
rück in die Stadt  
mit Bethuren,  
sie wollten  
auf keine Weis  
ihre Patres von  
ihnen hinweg  
lassen.

Comboy, spannten die Pferde aus, und zogen sie selbst in die Stadt mit Bethuren, sie wollten auf keine Weis ihre Patres von ihnen hinweg lassen, befahlen zugleich denselben ihre Kletter, und Berrichtungen in dem Collegio fortzumachen wie zuvor ohne sich vieles zu bekümmern, daß ihnen was Leids widerfahren möchte. Zur Sicherheit bewachteten sie bey Tag, und Nacht die Portenthür, und kamen täglich Cassiquen, oder indianische Vorsteher in das Collegium um zu sehen, ob alle Patres zugegen wären, und ob ihnen nichts abgieng: kaum hatte der Vicekönig zu Mexico von diesem Vorfall Nachricht bekommen, veranstaltete er alsogleich, daß bis 4000. Mann Soldaten von verschiedenen

Die India-  
ner werden  
durch über-  
legene  
Kriegs-  
macht be-  
zwungen.

Ortschaften zusammen gezogen wurden, welche nach Verlauf kurzer Zeit mit einigen Feldstücken gegen die Stadt Sant. Luys angrückte, und selbe auf allen Seiten umringten haben. Einer so großen Menge regulierter Truppen, die ihnen unverbost auf den Hals kam, getrauten sich die Indianer nicht den mindesten Widerstand zu thun, und ergaben sich gleich bey erster Aufforderung auf

Gnad,

Gnad, und Ungnad: Das erste, was man nach in Besitz genommener Stadt vornahm, war, daß man die unsrige alsogleich in vorigen Kutschen hinweg führte, darauf wurde eine Menge der Indianern handfest und mit ihnen ein kurzer Proceß, Kraft welchem 24. der Rädelsführer aufgethupft, und nach der Zeit bis 300. über das Meer nach der Insel Havanna in das Elend verbannt worden, also, hat es mir nachmals einer der unsrigen Priester, der selbst darben gewesen, in dem Port Santa-Maria erzählt. Vielleicht wird dieses gar zu strenge Verfahren hernach die Spannier schon oftmals gereuet haben, sonderbar bey jetzigen Umständen, da sie mit England im Krieg verwickelt und zugleich die Indianer das Beispiel der sich von England freigemachten Colonien vor Augen haben, welche doch gegen den spannischen Besitzungen in America nur als ein Handvoll zu rechnen. Mit Aufhängen, und Verbannen werden sie den eingebohrnen Americanern das Rebelliern niemals verleiden, wenn sie nicht ganze Städte Dorfschaften, und Pflanzörter entvölkern wollen, die ihnen doch zum eigenen Unterhalt ganz unentbehrlich sind. Das einzige Mittel die Unterthanen sonders in America im Zaum, und schuldigen Gehorsam so wohl gegen Gott, als der rechtmäßigen Obrigkeit zu erhalten ist nur allein die heilige Religion, und das wahrhafte Christenthum, wie man es in allen

Die India-  
ner werden  
theils am  
Leben  
theils mit  
verbannt  
gestraft.

Die heilige  
Religion  
begähmet  
die Men-  
schen.



ten ersehen kann. Nun da man den Americanern ihre geistliche Väter, von denen sie von Jugend auf im wahren Christenthum sind unterrichtet, und aufgezogen worden, mit Gewalt hinweg genommen, und die nächste beste ganz unbekannte zugesendet hat, wird auch bey ihnen die heilige Religion kein so großen Eindruck mehr machen, vielweniger wird unser Abgang so bald durch andre freywilligen Missionarien ersetzt werden können.

Wer immer in den amerikanischen Missionsgeschichten nur wenig bewandert ist, wird gar leicht einsehen, daß in der That ein besonderer Beruf von Gott, und eine großmüthige Resolution vornöthen sey, daß mit sich jemand entschliesse anstatt unter den Seinigen ruhig zu leben sich unter barbarische Völker zu begeben um all dort unter tausend Müheseeligkeiten, und beständigen Leibs- und Seelengefahren sein Leben zuzubringen. Nur allein aus Liebe Gottes, und des unschätzbaren Seelenheils jener äusserst verlassenen Nebenmenschen kann solches geschehen, und wäre derjenige für den größten Thron zu halten, der solches nur aus zeitlichen Absichten wagen wollte.

Ein Missionarius hat nebst dem Beruf auch Leibs-kräften vornöthen.

Nebst dem Berufe forderten auch die langwierige und sehr beschwerliche Reisen zu Wasser und zu Lande dauerhafte Gesundheit, und gute Leibeskräfte. Dessentwegen unsre Provinzen in America große Unkosten verwendet haben,

haben, aus Deutschland einige Gesellen zu bekommen, als welche dergleichen Beschränkungen, wie auch das heiße americanische Klima zum besten, und längsten übertragen konnten. Aber eben solche Hineinlieferung neuer Missionarien hat nachmals unsern Verfolgern Anlaß gegeben, den americanischen Jesuiten ungeheure Reichthümer, Gewerbe und Handelschaft in ihren verläumderischen Schmäh-schriften anzudichten, um die Welt glauben zu machen, als wären wir Jesuiten nicht aus Eeleneifer, sondern aus Habsucht und Geldbegierde nach America verreisset zc. Sie hatten nämlich gesehen, oder auch nur gehöret, daß unsre P.P. Procuratores, die vormals von America nach Europa gekommen, vieles Geld, und ungeprägtes Gold und Silber heraus brachten, hernach auf ihrem Rückweg nebst neuen Missionarien viele Päckchen und Küsten mit sich führten, dieses erkleckte schon, daß sich statistische Wislinge von Jesuitischen Gold- und Silber-Minen, von Kauffarthey-Flotten, von großen Waaren-Niederlagen träumen ließen, und den P. Scelle zu Genua, wie auch den P. Escorza in Sancta Maria für ihre Factoren, und Erz-Banquier überall ausposaunten. Nun aber ist endlich den boshafteu Zungen und bißigen Federn Einhalt gethan worden, da man bey Einziehung, und genauester Durchforschung unsrer Habschaften sowohl in der alt- als neuen Welt klar eingesehen hat, in was unsre

falsche Be-  
wichtigun-  
gen unsrer  
Feinde.

fre

In was  
unsre Gü-  
ter bestan-  
den, und  
wie wir es  
verwendet.

fre Güter und Einkünften bestanden, welche wir gleich andern geistlichen Orden theils durch milde Stiftungen, und Freugebigkeit katholischer Regenten, theils durch Gespar- samkeit bekommen, und derselben den mindern Theil zum eigenen Unterhalt, den meh- rern aber zur Ehre Gottes in seinen heiligen Tempeln, und zum Nutzen des Nebenmen- schen verwendet haben. Freylich hatten die americanische Jesuiten weit mehrere Einkünfte als die Europäische, es waren aber auch ihre Ausgaben weit größer, denn was man in Europa um einen Groschen haben kann, muß man in America mit einem Gulden be- zahlen. Zum Beyspiel, das Viaticum, oder Reisegeld eines der Unsrigen, der von Quito aus nach Panama, oder Popayan, als den entlegensten Collegien der quitenischen Pro- vinz beordert wurde, bestund in 400. Span- nischen Thalern, da in hiesiger Bayrischen Provinz das mehreste Viaticum nur 24. Gulden ausmachte. Nun wie vieles Geld mußte man nicht verwenden, um neue Mis- sionarien aus Europa hinein zu bringen, wenn auch schon der König vieles bestrug? Was kostete nicht auch nur ein einziger Deutscher, um ihn über 2000. Meilen mit Sack und Pack nach America zu liefern? Und wie hoch kam nicht der Einkauf, und Lieferung nothwendiger Bücher, und Kir- chen - Ornat, die man in America nicht ver- fertiget? Ein einziges Brevier von 4. Thei- len

len kostete in Quito 30. Thaler, welches zu verschleiffen die R. R. P. P. S. Hieronymi zu Elscorial für ganz Spanien das ausschließende Privilegium haben. Neben allen diesen Ausgaben waren auch in America unsere Häuser und Collegia die allgemeine Zuflucht der brodlosen, armen Wittwen, und verunglückten Kaufleuten. Zu Quito, wo keine Sammlung für Arme, noch Waisen, Armenhäuser, wohl aber viele Nothende sich einfinden, belaufte sich das jährliche Almosenfeld, welches man in unserm Collegio austheilte, über 5000. Thaler. Wir Jesuiten konnten also überall, sowohl in America, als Europa den Commissarien, als sie uns befragten, wo das Geld, dessen sie nur einen geringen Vorrath, anstatt der eingebildeten Millionen. angetroffen, hingekommen sey? mit aller Wahrheit antworten: In manus Pauperum deportavimus: Die Hände der Armen haben es fortgetragen. Zum allerwenigsten konnte man den americanischen Jesuiten vorwerfen, als hätten sie sich prächtig aufgeführt, oder unmäßig gelebt. Ihre Kleidung und Wohnung war weit schlechter, als der Europäer, obwohl auch diese nichts überflüssiges hatten, und die tägliche Kost so armselig, daß gewiß unsere Hausbediente in Deutschland weit eine bessere gehabt. In dem Collegio zu Quito, wo ich bis 2. Jahr gelebt, sahen wir auch das ganze Jahr hindurch keinen Tropfen

Unsre Häuser waren die Zuflucht der Armen.

Gleiche Kleidung und Kost der Unserigen in America.

Tropfen Wein auf dem Tisch, nur wenige hohe Festtage ausgenommen, an welchen man uns ein Glas Wein von Lima zu verskosten gab, alle andre Tage auch sogar zur heiligen Fastenzeit mußten wir mit hellem Wasser vorlieb nehmen.

Wenn wir also in America so überschwengliche Reichthümer besessen hätten, die uns heidische und bißige Schriften andichten, wären wir gewiß nicht Witzige, die man uns ausgab, sondern die großen Dummköpfe gewesen, da wir bey so großem Ueberfluß so armselig gelebt, und uns selbst nichts Gutes vergönnt haben? Nicht der Verlust zeitlicher Güter war es, was uns bey unserm Abzug von America zum meisten schmerzte, sondern der Verlust so vieler tausend unschätzbaren Seelen unsrer Pflegkinder der armen Indianer, als denen zu Liebe wir so langwierige und gefährliche Reisen, wie auch die saure Arbeit, ihre unverständige Sprachen zu erlernen auf uns genommen hatten, zugleich auch sehen mußten, daß unser Abgang bey diesen so verwirrten Zeiten, besonders aus unserm Deutschland so bald nicht werde ersetzt werden. Nun können wir für selbe nichts anders mehr thun, als mit frommen Religions- eifrigen Seelen dem Herrn der Ernde, dem es allein möglich, inständigst bitten, daß er seiner so weit entlegenen als weit-schichtigen Ernde neue Arbeiter zuwenden wolle.

Anzeig



## Anzeig der Absätze.

- S. 1.  
Von der Stadt und Landschaft Quito.
- S. 2.  
Von der runderfamen Lage des quitensischen Erdreichs.
- S. 3.  
Von dem Erdbeben in Quito.
- S. 4.  
Von den Sitten der Quitenser.
- S. 5.  
Von der quitensischen Mission.
- S. 6.  
Von der Leibsgestalt der wilden Indianer.
- S. 7.  
Von der Gemüthsart der wilden Indianer.
- S. 8.  
Von der Lebensart der Indianer im Heidenthum.
- S. 9.  
Von der Lebensart der Indianer im Christenthum.
- S. 10.  
Von der Wohnung, Speis und Trank der wilden Indianer.
- S. 11.  
Von Krankheiten u. Arzneyen der Indianer.
- S. 12.  
Von unserm Abzug aus America, und wie selben die Indianer aufgenommen.







7/1837







\*\*\*\*\*